

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

| | Seite |
|--|-------|
| Gossardswennaja Duma | 233 |
| Das Glück des Schaffenden. Von Kurt Preussig | 243 |
| Danz. Von Helene Voigt-Piederichs | 257 |
| Selbstmordigen. Von Albert Rasthoff, De Terra, Giffwein, Mel | 261 |
| Exportprämien. Von Labou | 264 |
| Rothbuch | 267 |

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1906.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses **Carl Neuburger**,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

==== An- und Verkauf von Grundstücken ====

9-4 Uhr.

Carlton Hotel Astoria
Restaurant früher Niens
Berlin
Unter den Linden 32



Regie des Tabacs
de l'Empire Ottoman.

Nur die Cigaretten und Tabake der
Kaiserlich Türkischen Tabak-Regie
bieten die absolute Garantie der Echtheit.

Man verlange dieselben in allen besseren Handlungen Deutschlands.
Engrosverkauf: Berlin SW., Kochstr. 8.

**Hervorragendes Tafel-
und Gesundheits-Wasser**

Alamedy
Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.

Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).



Berlin, den 19. Mai 1906.

Gossudarstwennaja Duma.

Ob der zehnte Mai 1906, dessen Mittagssonne die Eröffnung der russischen Reichsduma sah, einst in der Menschheitsgeschichte ein so wichtiges Datum sein wird wie der fünfte Mai 1789? Die Etats-Généraux geberdeten sich schon in den ersten Lebenstagen recht hitzig, forderten Verfassung und Steuerreform, wollten nach Köpfen, nicht nach Ständen abstimmen, etablierten sich als Assemblée Nationale Constituante; und als der arme Louis den starken Mann zu spielen versuchte, hörte er aus dem Ballspielhaus das Gelübde, nicht auseinanderzugehen, bis Frankreich eine Verfassung habe. So wars nicht gemeint gewesen. Dem schwächlichen Enkel des Sonnenkönigs klangen wohl noch die Worte im Ohr, die, im ersten Jahr seiner Regierung, Turgot gesprochen hatte, als er rieth, nach langer Pause die Etats-Généraux wieder einzuberufen: *De cette façon le pouvoir royal serait éclairé et non gêné et l'opinion publique satisfaite sans péril.* Nun wars zu spät. Nach der Erstürmung der Bastille und dem versailer Schrecken kam die Flucht in die Reporterloge der Nationalversammlung, nach der Assemblée die Convention Nationale; und der Bürger Capet mußte das enkronete Haupt auf Guillotins neue Köpfmaschine legen. In Peteraburg war der Anfang glimpflicher. Auch hier marchait ensin le bataillon noir du Tiers-Etat und Michelets berühmtes Wort lag auf mancher Lippe, als die kleinen Leute, Bauern, Handwerker, Industriearbeiter, barhäuptig und verklärten Blickes in Hofkutschken nach dem Winterpalast fuhren. Doch in den ersten Tagen der neuen Sonne benahmen die Erklärten sich ganz vernünftig. Nach dem thörlichen

und dicht an Landesverrath grenzenden Versuch, die Anleihe zu hindern, mußte man Schlimmeres fürchten. Daß ein paar breitstirnige Riesen auf die Stenographentribüne kletterten und dem japanischen Berichterstatter für Dyamas Hiebe dankten, ohne die Rußland heute noch kein Parlament hätte, war schließlich nur ein Privatvergnügen. Die Haltung im Saal selbst recht würdig. Obß dabei bleiben wird? Rousseau hat gesagt: „Völker müssen, wie Individuen, der Kindheit entwachsen und ins Alter der Reife eingetreten sein, bevor man sie Gesezen unterwerfen kann; die Reife eines Volkes ist aber nicht immer leicht zu erkennen: und wer da irrt, darf nicht hoffen, je ans Ziel zu kommen. Daß eine Volk ist gleich nach der Geburt, das andere erst nach zehn Jahrhunderten disziplinirbar. Die Russen werden nie wirklich civilisirt sein, weil sie es zu früh waren. Peter war ein genialer Nachahmer, nicht ein schöpferisches Genie, das aus dem Nichts ein All gestaltet. Manches, was er that, war gut, das Meiste aber verfehlt. Er sah, daß sein Volk noch im Zustande der Barbarei lebte, nicht aber, daß es für die Civilisation noch nicht reif war und einstweilen nur einer Stärkung des kriegerischen Geistes bedurfte. Statt Russen aus diesen Menschen zu machen, wollte er sie zu Deutschen, zu Engländern erziehen; er hinderte seine Unterthanen, jemals so zu werden, wie sie werden konnten, denn er suchte ihnen einzureden, sie seien, was sie nicht sind. Mancher französische Erzieher hats so gemacht; aus dem Zögling, der nur zu dem Zweck abgerichtet war, sich einen Augenblick im Glanze zu zeigen, ist aber nie Etwas geworden. Rußland wird sich bemühen, Europa zu unterjochen, und selbst unterjocht werden. Die Tataren, die Unterthanen oder Nachbarn des russischen Reiches sind, werden eines Tages seine und unsere Herren werden. Diese Revolution scheint mir unvermeidlich. Alle Könige Europas trachten gemeinsam, sie zu beschleunigen.“

Diese in die Zeit franko-russischer Intimität nicht mehr passenden Sätze stehen im zweiten Buch des *Contrat Social*, der 1762 veröffentlicht wurde. Damals sah es in Rußland freilich schlimm aus. Der Hof, schrieb der Freiherr von der Goltz, Preußens Gesandter, an König Friedrich, zittert vor einem nahen Ausbruch unzählbarer Volksleidenschaft; „die Priester hegen das Volk gegen den Kaiser und die Empörung ist so allgemein, daß die rathlosen Gubernatoren hier (in Petersburg) anfragen, ob sie zu Gewaltmitteln greifen dürfen, um die Gemüther zu beruhigen.“ Die Priester hatten Grund, wüthend zu sein. Der tolle Peter, der nach dem Tod seiner Tante Elisabeth den Selbstherrscher mimte, hatte die Heiligenbilder, das Gewand, den Bart und das Besitzrecht der Kirchenleute abgeschafft. Die Popenchaft sollte sich rasiren, den Rock des lutherischen Pfarrers anziehen und ihren Sold vom Kaiser empfan-

gen, der sich im Schloß eine protestantische Kapelle einrichten wollte. So freche Verachtung ehrwürdigen Brauches mußte die Russen zur Auflehnung reizen. Aber neben dem in Kiel geborenen gottorpischen Peter Feodorowitsch sah die Anhaltinerin Katharina Alexejewna auf dem Thron der Palaeologen; et cette catin étoit un grand homme. Sie ließ den böshafsten Karren von den Drlows morden und zeigte den Willen zu ernster Reformarbeit. Die Senatoren, schrieb sie, sollen endlich ihre Pflicht thun; wer nicht redlich und würdig des Amtes walte, sei ohne Erbarmen wegzujagen. Doch die Hüfte der Ukase vermochte das geile Genie dieser Kaiserin nicht zu sättigen. Sie wollte nicht als Vertreterin der Autokratie von den feinsten Europäern bespöttelt werden, die schon neidisch ins Inselland der Erbweisheit lugten; wollte auch ihr Parliamentspielchen haben. Natürlich ein selbst erfundenes, nicht etwa den Semskij Sobor (oder die Semskaja Duma) der alten Großfürsten von Moskowien. Sollte die stolze Schülerin Montequieu's und Beccaria's, Voltaire's und der Encyclopädisten eine verfallene Institution aus dem Schuttgraben? Undenkbar. Die Russen glaubten damals ja noch, der Gedanke des Sobor sei auf altslawischer Erde gewachsen (und ahnen, trotz Allem, was Sergejewitsch und Kostomarow seitdem darüber gesagt haben, noch heute sogar nicht, daß dieses Gewächs sich von den Generalständen des dem Slavophilen verhassten Westens nicht wesentlich unterscheidet). Nichts also für die Frau, die sich mit unermüdlichem Eifer in alle Formen des ihr fremden Glaubens und Aberglaubens gefügt und die Taufnamen Sophie Auguste mit den jedes Russenherz erfreuenden Zekaterina Alexejewna vertauscht hatte, die um jeden Preis aber als Europäerin und als Genie von eigener Gnade bewundert sein wollte. Ihre Gesetzgebende Kommission mußte anders sein als alle irgendwo bestehenden Ständeverjammungen. Indirekte

„Wägt. Zoell' wogedroheke beram von oß wregirung ein dämof, in das er' die Wünsche und Bedürfnisse seines Wahlkreises einzutragen hatte. Deffentliche Berathung. Ausführliche Sitzungberichte und genaue Anwesenheitkontrolle. Die Geschäftsordnung hatte Katharina selbst entworfen. Als die Sache dennoch nicht recht klappen wollte, schickte sie dem Ersten Präsidenten (die in Knechtsinn gewöhnte Mehrheit hatte einen Drlow gewählt, die Kaiserin aber, um ihre Unparteilichkeit zu zeigen, Bibilow ernannt) Berichte über englische Parlamentöverhandlungen, damit er sehe, wie es gemacht werden müsse. Kein Gesetzentwurf durfte in Hast durchgepeitscht, die Freiheit der Rede nicht geschmälert werden. In dem (angeblich auch von Katharina allein) für die Kommissia verfaßten Programm (Nakaz) standen wunderschöne Sätze. „Der Bürger soll nicht den Bürger, sondern nur das Gesetz fürchten. Wenn jeder Bürger sich voller Sicherheit er-

freut, entsteht die Ruhe des Gemüthes, ohne die politische Freiheit nicht zu denken ist. Ich weiß (und halte für rühmlich, es auszusprechen), daß ich nur die Aufgabe habe, dem Wohl meiner Völker zu dienen, und werde nie den Schmeichlern glauben, die täglich wiederholen, nur für die Fürsten seien die Völker da. Wenn unser großes Werk vollendet ist, darf es auf der Erde kein Volk geben, das gerechter regirt wird und kräftiger gedeiht als das russische.“ Pompöse Sätze, wie russisches Vollblut sie niemals gefunden hätte. Die Arbeiten wurden mit Feuereifer im Plenum und in den neunzehn Ausschüssen begonnen; und das Präsidium, in dem neben Bibikow und dem Generalprokurator Wjäsemskij auch ein Schuwalow saß, hielt streng auf gutem Ton. Trotzdem kam zwischen Adel und Kleinbürgerthum zu manchem Strauß. Alle wollten reden; und wer das Wort einmal hatte, gab's nicht so leicht wieder her. Natürlich fehlte auch die russische Spezialität der fürstlichen Demagogen nicht; einer soll in den Hundstagen des Jahres 1767 ein Gesetz gefordert haben, daß den Lehrern verbiete, die Schüler zu prügeln. Unbequem wurde die Redefreiheit erst, als Kleinrussen und Balten ihre Privilegien verfochten. Staatsrechtliche Fragen, mußte Bibikow auf Allerhöchsten Befehl da schnell verkünden, gehören nicht in den Geschäftskreis der Kommission, sondern können nur von der Selbstherrscherin beantwortet werden. Das war der erste Streich. In der zweiten Session, deren Schauplatz der petersburger Winterpalast war (vorher war's der Thronsaal im Kreml gewesen), wurde die Sache schon langweiliger, die Pause zwischen den Sitzungen länger, die Präsenzsziffer, trotz den Diäten, kleiner. Dann mußten die Bojaren und Kasaken in den Türkenkrieg; und Katharina benutzte den Vorwand, schickte die Kommission heim und ließ nur die Ausschüsse weiterarbeiten. Jetzt erst, schrieb sie später, hatte ich mein Reich kennen gelernt und wußte, für wen ich zu sorgen habe. Das Schauspiel religiöser und nationaler Zersplitterung, das die 564 Erwählten boten, wurde nach und nach aber lästig; konnte auch schädlich werden. Die große Nymphomanin lehnte sogar den Titel „Landesmutter“ ab, der ihr angeboten ward; sie hat noch acht- undzwanzig Jahre regirt, die Volksstimme aber nicht mehr bemüht.

In dem Laurischen Palast, den sie für ihren Patiomkin bauen ließ (so hieß der schlaue und nicht nur im Bett emfige Barbar, der, seit Graf Ségur den Namen falsch geschrieben hat, in Europa Potemkin genannt wird), ist diese Stimme nun wieder zu hören. Wie lange? Episode oder Geschichte? Patiomkin'sches Dorf oder Wendepunkt der Entwicklung? Nur Helios vermag's zu sagen, der alles Irdische bescheint. Europäerexperimente ähnlicher Art sind in Rußland oft gemacht und noch öfter empfohlen worden; von dem ersten und dem zwei-

ten Alexander, von Speranskij, Stroganow, Miljutin und manchem Anderen. Lange hats nie gedauert. Auch diesmal sollte eine Parlamentsform gefunden werden, der die Schutzmarke gebühre: Made in Russia. Keine Notabelnversammlung. Point de notables; je ne veux pas de 1789, hatte Alexander der Zweite gesagt, als die Intelligenz laut ihren Theil an der Regierung heischte; und Bismarck, der in seinem Bericht an Schleinitz das Wort erwähnt, fügt hinzu: „Ereignisse sind stärker als menschliche Pläne und von ihnen wird auch die Zukunft aller guten und schlechten Reformprojekte für Rußland abhängen. Bleibt die Zeit ereignislos, so glaube ich doch, noch lange genug zu leben, um Gortschalow vor russischen Notabeln reden zu hören.“ Nikolai Alexandrowitsch hat die Antipathie des Großvaters geerbt. Wollte aber auch nicht den Namen Semskij Sobor. Und der Instinkt hat ihm vielleicht den richtigen Weg gezeigt. „Der Sobor“, hat Paul Schumalow 1880 gesagt, „für den unsere neuen Slavophilen so eingenommen sind, scheint mir die unbequemste Form politischer Vertretung. Parlamente kann man auflösen, wenn die Regierung nicht mit ihnen zu arbeiten vermag. Unsere Russen würden, sobald wir ihnen nicht den Willen thäten, einfach striken, sich weigern, an Berathungen mitzuwirken, deren Nutzlosigkeit festgestellt sei. Dadurch gerieth das Land dann in konstitutionelle Krisen, aus denen sich die Regierung nur mit vermindertem Ansehen, vielleicht unter schmähhlichen Bedingungen, retten könnte.“ Solche Krisis ist auch in der Reichsduma möglich. Der Name erinnert Volk und Kaiser wenigstens aber nicht an die altslawische Nothversammlung, deren Mitglieder weder Rechte noch Praerogative hatten und von der nur auf bestimmte Fragen eine (den Großfürsten und Gossudar nicht bindende) Antwort, ein unmaßgebliches Gutachten verlangt wurde. Von der Notabelnvertretung ist nicht weit bis zum Konvent. Und der Name Duma ist einstweilen noch anodin. Ob ers bleiben wird?

Nikolai Alexandrowitsch ist im Mai 1868 geboren, im Mai 1891 in Dtsu von einem japanischen Polizeisoldaten am Kopfe verwundet worden. Zehnter Mai 1895: Admiral Makarow hat auf der Landkarte mit rothem Stift den Bezirk eingezäunt, den Japan nach dem Sieg über China herausgeben soll, und zwingt, im Beach-Hotel der Hafenstadt Tschifu, durch eine von Deutschland und Frankreich unterstützte Drohung die Männer von Rippon, die im Vertrag von Shimonseki ihnen zugesprochene Liau-Halbinsel und besonders schnell Port Arthur zu räumen. Vierzehnter Mai 1896: Rußland schließt mit Japan einen Vertrag, der Koreas Unabhängigkeit feierlich verbürgt, die Rechtsansprüche auf öffentliche Arbeiten abgrenzt und beide Kontrahenten verpflichtet, ihre Schutztruppe auf der Insel nicht über die Präsenzsziffer von tausend hin-

aus zu erhöhen. Dreißigster Mai 1896: Nikolais Krönung in Moskau; auf dem Chodinkafeld werden dreitausend Menschen von Volksgenossen überrannt, erdrückt, zertreten. Achtzehnter Mai 1899: Nikolais Friedenskonferenz wird im Haag eröffnet. Erster Mai 1904: Kuroki kann melden, daß die Jalulinie geräumt, General Saffulitsch nach Tashantin zurückgeworfen ist. Achtundzwanzigster Mai 1905: Koschdestwenskijs Geschwader wird in der Koreastraße von Logo vernichtet. Das sind die wichtigsten Maitage aus dem Leben des Kaisers, dessen kraftlos himmelan strebender Sinn sich in irednischen Heilandswahn verflieg. Am zehnten Mai 1906 hat er nun die Reichsduma eröffnet.

Seine Haltung und seine Rede war gut. Die schüchterne Grazie seines Besens gewinnt rasch stets auch widerstrebende Herzen; und diesmal war er im Innersten ruhig: er that endlich ja, was die beiden Kaiserinnen so lange erbeten hatten. Freiheit, Ordnung, Volksaufklärung, Wohlstand, Verjüngung des Russenreiches: Alles sehr hübsch, taktvoll, ohne Phrasenpomp. Sehr nett auch, daß er den Gruß an die Duma stehend verlaß. Das Lhun und Unterlassen der petersburger Mächthaber zeugte in letzter Zeit überhaupt von wiederkehrender Klugheit. Das Geheul über die schändliche Fälschung des Volkswillens war grundlos; wenn der Lshin die Wahlfreiheit nicht geachtet hätte, wären nicht so viele Radikale gewählt worden. Wer das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht, das England noch heute nicht hat und Preußen, nach der Ueberzeugung des ziemlich modern empfindenden Herrn von Bethmann-Hollweg, nicht ertragen kann, für die hundert Millionen russischer Analphabeten fordert, ist ein Narr, auch wenn er den Professortitel trägt. Tocqueville (*De la démocratie en Amérique*) hat gesagt: *Je vois dans le double degré électoral le seul moyen de mettre l'usage de la liberté politique à la portée de toutes les classes du peuple. Ceux qui espèrent faire de ce moyen l'arme exclusive d'un parti, et ceux qui le craignent, me paraissent tomber dans une égale erreur.* Und Laine: „Radikale Zeitungen werden behaupten, die indirekte Wahl stehle dem Volk seine Rechte. Die Behauptung wäre falsch; denn dieses Wahlsystem giebt keiner Klasse ein Vorrecht und wahrt das Interesse der größeren Zahl. Daß die Arbeiter der großen Städte damit nicht zufrieden sein werden, ist bedauerlich, aber ungefährlich, wenn die Regierung sich nicht sehr schwach fühlt; denn diese Arbeiter sind in der Minderheit und haben nicht das Recht, ihren Willen der Mehrtheit als Gesetz aufzuzwingen.“ Vernünftig ist auch die Umwandlung des Reichsrathes in eine Erste Kammer und das kühle Trachten, in dem Verfassungsgesetz und der Amnestie sich brauchbare Handelsobjekte zu sichern. Wäre der Verfassungsentwurf dem Votum der Duma überlassen, die Amnestie ihr als Pathengeschenk ins Haus gebracht worden,

dann hätte sie sofort viel mehr verlangt, als gewährt werden könnte. Nun wird sie vielleicht befriedigt sein, wenn ein paar Härten des Grundgesetzes beseitigt und die nicht allzu schwer belasteten Politiker begnadigt werden. Das Selbstgefühl der Abgeordneten ist freilich kaum noch einer Steigerung fähig. „Nicht zu bitten haben wir, sondern zu fordern.“ „Kein Festmahl, so lange irgendwo noch ein Märtyrer im Kerker schmachtet.“ „Militär, Polizei und Iſchinowniks werden in diesem Saal nicht geduldet.“ „Die Autorität der Duma ist die höchste im Reich.“ So reden die Männer der taurischen Montagne. Doch haben sie ohne Murren auch den Satz hingenommen: „Wer für das Volk Rechte heischt, darf das Recht des Kaisers nicht mißachten.“ Der Anfang war also nicht schlecht.

Ernste Schwierigkeiten werden erst die Agrardebatten bringen. Der Rusſik sieht sich plötzlich von allen Seiten umbuhlt. Wenn das Allheilmittel der Bodenreformer empfohlen und die Frage gestellt wird, ob die expropriierten Grundherren Anspruch auf Entschädigung haben, wirds mit holdem Schmeichelwort aber nicht abgethan sein; dann muß Farbe bekannt werden. Woher das Geld zur Entschädigung nehmen? Und weigert man sie, so flüchtet das vor weiterreichender Sozialisierung zitternde Kapital ins Ausland und die Reichswirtschaft verdorrt völlig. Dazu kommen die nationalen und regionalen Gegensätze. Lagt die Duma lange, dann ist ein Nationalitätenkampf unvermeidlich, gegen dessen barbarische Heftigkeit alles in Oesterreich Erlebte wie Kindergejank klänge. Schlimm ist, daß so viele Ideologen gewählt sind; noch mehr als in die ersten deutschen Parlamente, denen sie die Kraft zu nützlicher Arbeit lähmten. Diese intellectuels bedenken nie, daß sie nur eine schmale Schicht bilden, erkennen nie das Interesse der Masse (oder schätzen es gering), wollen das Land nach dem Wunsch eines Häufleins Wurzellosler regiren und sichern sich durch pfliffige Schwachkünste die Mehrheit. In Rußland sind die Häupter der Konstitutionell-Demokratischen Partei (K.-D.; daher der Spitzname Kadeten, den Polen dem verhassten Musterwort Hakatisten nachgeahmt haben). Diese Leute, hat Witte gesagt, sind unter einander ja gar nicht einig; haben verschiedene Wünsche, Temperamente, Ziele. Können sich trotzdem aber ein Weilchen in der Mehrheit behaupten. Ein anderer Minister, ein weimarischer, hat einst geschrieben: „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität, denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich alkomodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrölt, ohne im Mindesten zu wissen, was sie will.“ In Rußland ist genau wie in Europa; und natürlich will man auch da seine Große Revolution mit Constituante und Convention haben. Die Bauern aber, nicht die Intellektuellen, werden den Lauf der Dinge schließlich bestimmen. Deren Landhunger wird

nicht leicht zu stillen sein. Die nach Katharinas Geschäftsordnung gewählten Ausschüsse tagten noch, als Pugatschew aufstand und die russische Sacquerie begann. Mit Parlamentariern kann eine halbwegs kluge Regierung, die Etwas zu bieten hat, sich immer verständigen. Schon der Diätengenuß ist nicht zu verachten; der zur Mitarbeit Berufene sieht die Sachen ganz anders als der aus müßigem Reid Zuschauende; und die Hoffnung auf Titel, Würden und Pfründen sänftigt selbst paganische Wildheit. Im Februar 1848 rief Odilon Barrot den Rebellen zu: *Mes amis, plus de révolution! Elle est inutile; cessez le feu: je suis ministre.* Und als Herr Clémenceau, der Verächter aller thronenden Gewalt, Minister des Inneren geworden war, machte er, am ersten Mai 1906, Paris zu einem Heerlager und erklärte, auf der Seite der Barrikade dürfe man ihn nicht suchen. Nikolai wäre der naivste Fant gewesen, wenn er auf den Rath der Zeitungschreiber gehört und den Kadeten schon jezt Portefeuilles anvertraut hätte. Dazu ist in extremis noch Zeit genug. Wer angeln will, schleudert den Köder doch nicht, mit einem Wurf, ohne Reine ins Wasser.

„Gortschalow träumt, wenn er seiner Phantasia Audienz giebt, Reden, welche die Stimmung bewundernder Senatoren beherrschen und in Paris gedruckt und auf der Straße gekauft werden; der hohe Adel träumt englische Pairstellungen und mirabeausche Erfolge; Miljutin aber, der Vertraute des Großfürsten Konstantin, Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern und der schärfste und kühnste Geist unter den Progressivsten, ist zugleich der bitterste Adelskammer und denkt sich das künftige Rußland als Bauernstaat, mit Gleichheit ohne Freiheit, aber mit viel Intelligenz, Industrie, Bureaokratie, Presse, etwa nach napoleonischem Muster“. Von diesen russischen Typen, die Bismarck 1861 seinem Minister schilderte, ist noch keiner ausgestorben; und hinzugekommen sind eigentlich nur Intellektuelle und Bauern. Den politisirenden Professor kennen wir; die Vorzüge und die Mängel seiner Wesensart. Was aber von den Bauern zu hoffen, zu fürchten ist, weiß auch im Zarenreich kaum Einer. Werden sie den Begriff des Privateigenthumes, der ihnen im kommunistischen Landgemeindevorband fremd blieb, jezt lieben lernen oder, wie so lange der Tyrannei des Mir, nun dem Geheiß des Agitators sich stumpfsinnig beugen? Für den Individualismus oder für marxischen Sozialismus stimmen? Sicher ist nur, daß sie Land fordern werden; und daher erst mit dieser Forderung die eigentliche Revolution beginnt. Noch ist, außer in der rauhen nordöstlichen Zone, das Gebiet der Latifundien eben so groß wie das des Bauernbesitzes. Der Muthil darbt; der adelige Gutbesitzer (den Witte deshalb den Wächter des Grundkredits genannt hat) lebt von Hypothekenschulden, Waldverwüstungen und Rothverkäufen. Beide Gruppen werden von den schönsten Reden nicht

fatt. Sie konnten sich zum Ruf nach der Amnestie verbünden und eine Weile andächtig die Vertreter der Intelligenz bestaunen. Muß der Interessengegen-
satz sie aber nicht bald wider einander waffnen? Und kann ein Ministerium Ni-
kolai, das vor die ungewohnte Aufgabe gestellt ist, mit einer Oeffentlichen Mei-
nung zu rechnen (einer russischen gar, die von einem zum anderen Tage sich
schwankt), stark genug sein, um diesen Bruderkrieg zu hindern? So lange der Zar
das heilige Väterchen war, der auf leuchtender Höhe unumschränkt schaltende
Statthalter Gottes, trug der Bauer in stummer Demuth sein Schicksal und mur-
ste nicht, wenn ein Hungerjahr dem anderen folgte. Jetzt ist Nikolai entgottet,
ein Kaiser, der die Gewalt mit gemeinem Volk theilen mußte; und der Bauer
sitzt mit Bojaren im höchsten Rath. Wie lange wird er geduldig noch weiter dar-
ben? ... Jeder Schritt ins Reussenreich führt den Bänderer vor neue Probleme.

Witte konnte nicht bleiben. Die haine inassouvie all Derer, die er nicht
an die Krippe ließ, hätte ihm das Wirken unmöglich gemacht. Auch Necker, der
doch gebildeter, klarer und behender war, hat sich vor den Generalständen nicht
lange gehalten. (Da man den russischen dem französischen Finanzminister jetzt
so gern vergleicht, sollte man auch bedenken, wie nah damals, nach einem Krieg,
der fast achtzehnhundert Millionen Livres gekostet hatte, und nach Calones
gewissenloser Wirthschaft, Frankreich dem Bankerott war und wie schnell es, trotz
der Revolution und den bonapartistischen Feldzügen, sich dann erholt hat.) Gerade
das Bodenproblem hätte Sergej Juljewitsch in der Duma noch mehr Schwierig-
keiten bereitet als jedem Anderen. Er hat 1893 gegen Boronzow das Kolle-
tiveigenthum der Landgemeinden verfochten und später den Mir das Unglück Ruß-
lands genannt. In seinem allzu berühmten Immediatbericht über Semstwoß,
und Autokratie hat er für die ungeschmälerete Fortdauer der Selbstherrschaft und
gegen die Machtanmahung der Provinziallandtage gesprochen. Er konnte nicht
bleiben. Und Goremykin, der im Kampf um die Semstwoß sein Gegner war,
sahien als Nächster zur Erbschaft berufen. Aber auch Necker ist aus Coppet noch
einmal ins Ministerium zurückgekehrt. Witte kann im Reichsrath für die Re-
naissance seines Ruhmes besser sorgen als auf einem Ministerstuhl; er hat
sich in aller Hast auch schon wieder umgekleidet und schwärmt, als wäre er der
jüngste der Kadeten, für Volksrechte und Freiheit. Warum nicht? Wenn Nikolai
ohne ihn nicht weiter kann, holt er ihn dennoch zurück. Nur dann; und sehr unger-
n.

Mit Witte ist Graf Lamsdorff gegangen, der sein Geschöpf, seiner Künste
williges Werkzeug war. Ein braver, treuer Mann ohne Initiative, der den
Afriantenkrieg nicht wollte, doch gegen Alexejew-Abaza-Bezobrazow nicht auf-
kam und alles glaubte, was Baron Rosen ihm aus Tokio schrieb. Nun ist Rei-
ner mehr sichtbar, den die Duma für den Krieg und die Schreckenszeit verant-

wortlich machen könnte. Lamsdorffs Erbe ist Herr Sëwolskij. Der kennt die Welt, hat im Vatikan nicht seinen Meister gefunden und in Japan mehr gesehen als nach ihm der blinde Rosen. Seinem Ehrgeiz zeigt sich ein hohes Ziel: er soll den Ruhm russischer Diplomatie erneuen und, wie einst mit Leo dem Dreizehnten, nun mit Eduard dem Siebenten einen *modus vivendi* schaffen. Britannien, Rußland, Frankreich, Japan, Italien durch Verträge zu Schutz und Trug geeint, Amerika durch Kanada, die Philippinen und den ostasiatischen Markt hypnotisirt, Oesterreich durch das Balkanabkommen (Lamsdorffs einzige Leistung; und auch die hatte Lobanow längst vorbereitet) an Rußland gebunden, der Islam in Konstantinopel, Kairo, Sez belehrt, daß deutsche Worte ihm gegen britisches Handeln nicht helfen: Das wäre der Triumph des Dunkels über den Reffen. In unserer Presse wird, als handle sich um eine harmlose Geschichte, erzählt, der Deutsche Kaiser habe dem Zaren den Wunsch ausgesprochen, Sëwolskij als Botschafter nach Berlin zu bekommen. Dichtung? Dann mußte sofort unzweideutig dementirt werden. Wahrheit? Dann mußte Lamsdorff gehen, um für den neuen Mann Platz zu machen, und Sëwolskij hat sein Avancement unserem Kaiser zu verdanken, dessen Wunsch natürlich nicht erfüllt werden, aber nur unter einem passenden Vorwand unerfüllt bleiben konnte.

... Und wer regirt nun in Rußland? Sëwolskij ist auf die internationale Politik beschränkt und hat da fürs Erste genug zu thun; und Goremykin hat sich selbst wohl kaum in der übermüthigsten Stunde für einen Staatsmann gehalten. „Der Knabe da,“ sagte Themistokles einst zu seinen Freunden, „lenkt Griechenlands Geschick; er beherrscht seine Mutter, seine Mutter mich, ich gebiete den Athenern und die Athener den Griechen.“ Rousseau, der das Scherzwort stoernsthaft wiederholt, fügt hinzu, in den größten Reichen gebe fast immer eine winzige Hand heimlich den Stoß, der Alles in Bewegung setzt. So ist's noch heute wahrscheinlich auch im Reich der Khane. Wenn die junge Zariza und Alexanders Witwe nicht seit Jahren so eifrig die Konstitution empfohlen hätten, wäre im Laurischen Palaß nicht die Erinnerung an die *Elats-Généraux* und das *Jeu-de-Paume* erwacht. Europa spreizt sich freilich in dem Wahn, durch Rath und Beispiel die Wandlung bewirkt zu haben, und wird bald darauf schwören, daß die Oeffentliche Meinung der wahre Regent Rußlands ist. Habeat Nikolai Alexandrowitsch wollte in seinem Leidensbett besser liegen und hat sich drum auf die andere Seite gedreht. Wenn seine Ruffen, denen es an Rechten, an Freiheit der Rede und Schrift jetzt wirklich nicht mehr fehlt, in dem selben Tempo wie während der letzten Wochen mit Pulver und Dynamit weiter wirtschaften, findet der Patient die neue Lage eines Tages vielleicht noch unbequemer als die alte. Ob die Bauern dann aber noch für ihn zu haben sind? Nur die Probe kann's lehren.

Das Glück des Schaffenden.

Ein Wirrsal des äußeren, kein Leid des inneren Lebens, kein Streiten unter den Völkern, in den Völkern, kein Ringen des Ich mit dem anderen Ich, kein Zwist der engsten Gemeinschaft um ein Ehe-, ein Freundschafts-, ein Glück, kein männermordender Krieg unter den Weltreichen, kein Umsturz einer ganzen Gesellschaftsordnung ist zu denken, er sei denn aus dem ewigsten aller Gegensätze geboren: dem zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft. Tausend Gestalten vermag dieser Gegensatz anzunehmen: Herrschaft und Unterordnung, Abstufung und Ausgleichung, Veränderung und Vererbung, Eigenthum und Gemeinwirthschaft, Königthum und Volksherrschaft, Adel und Gleichheit, Neuerung und Nachahmung, Einzigkeit und Wiederholung, Formen- und Stoffkunst, bauende und beschreibende Wissenschaft. Denn sie sind im Leben der Gesellschaft, der Staaten, der Völker und Klassen, auf den Schauplätzen der Kunst, der Forschung, des Glaubens die Losungen, die sehr verschieden lauten und doch alle nur einem Kampf gelten: dem zwischen Persönlichkeitsdrang und Gemeinschaftstrieb. Kein Sittengebot, keine Gesellschaftsordnung, kein Glaube, kein Stil der Kunst, keine Weise der Forschung, die nicht in ihrem Kern von ihm bestimmt wären. Und bis in unsere Seele setzt sich dieses Gegeneinander fort, hat hier erst seine Wurzeln, saugt von hier die Säfte seines Lebens: Ich-Trieb und Hingabe-Trieb heißen auf diesem engsten, innersten, ursprünglichsten Boden des Kampfes die Gegner. Und es beruht das hohe Vorrecht aller Sittlichkeitslehre im Bereich der Gesellschaftswissenschaften auf der Hoffnung, daß durch die Aufhellung dieser dunkelsten Kräfte im Betriebe des Herzens Ziel und Weg gefunden werden könne auch für die Tausende von Wirnissen der Welt, daß ein Gesetz, das dem inneren Leben gesunden würde, auch als Gebot und Tafel über unser äußeres Dichten und Trachten gestellt werden könne.

Doch, ach, die Versenkung in den Urquell des Fühlens, aus dem der Strom springt, von dem alle Thaten der Welt wie gleitende Schiffe getragen

Diese Abhandlung vom Glück des Schaffenden ist das mittlere Glied einer dreitheiligen Kette, deren erstes Stück, „Die Liebe zum Ich und die Liebe zum Andern“, in der „Zukunft“ vom 20. und 27. November 1897 veröffentlicht wurde und deren Beschluß von dem Mitgefühl, das kein Almosen ist, handeln soll. Sie enthält sich mehr noch als ihre Vorgängerin jeden Hinweis auf irgendwelche ältere Erörterungen ihres Gegenstandes. Denn sie ging von keiner von ihnen aus. Noch weniger will sie die Fragen des inneren oder äußeren Lebens der Seele, über die sie nach Bedarf und Willkür spricht, erschöpfend oder auch nur umfassend darlegen. Denn der Gesellschaftswissenschaft, der zu rechtem Dasein noch fast alle begrifflichen Scheidungen und ungeheure Massen erfahrenen, beschriebenen, bewältigten Stoffes fehlen, muß trotzdem heute schon verstant sein, von dem königlichsten ihrer Aemter Besitz zu ergreifen, vom dem Rechte, dem Leben selbst Maß und Regel zu setzen.

werden, sie führt zu neuem Witzsal, neuem Zweifel. Denn auch hier, wo die beiden Gegensätze im engsten Bezirk aufeinanderstoßen, zeigen sie sich in Wahrheit durchaus nicht völlig entgegengesetzt, ja, nicht einmal klar und sicher von einander getrennt. Sondern sie verschwimmen in eine unklar schäumende, brodelnde Gährung, die unendlich fruchtbar das Größte gebiert — alles Dichten und Trachten der Menschheit von Anbeginn —, aber dem zur Tiefe dringenden Blick des Seelenforschers einen undurchsichtigen Nebel vor das Auge zaubert. Er ist in Wahrheit der Schleier, der uns das Räthselbild menschlichen Seins verhüllt.

Der Hingabe-Trieb, der unser Fühlen so oft, in wahrer oder vorgetäuschter Liebe zum Anderen, zu ichwüdrigem Handeln treibt, ist trotz aller viel gescholtenen Selbstsucht unseres Geschlechtes von ungeheurer Stärke. Die eine Thatfache, daß er die Menschen zu tausend Formen der Einung, von der zartesten der Ehe bis zur größten und stärksten des Staates, zusammengeschiedet hat, die andere, daß der weltbeherrschende Glaube ihn zum Richtmaß aller seiner sittlichen Vorschriften gemacht hat, beweisen Dies am Klarsten. Nun aber vermag kein Verkennen-Wollen der Welt die Erkenntniß fortzutauschen, daß aller Hingabe-Trieb in seinem Widerpart, dem Ich-Trieb, wurzelt. Daß die gattungsmäßigste, also an sich dem Ich fremdste Aufgabe des Einzelnen, die Fortpflanzung der Art, an die höchste Lust des Leibes geknüpft ist, dient nur zu Zeichen, Bild und Gleichniß auch des sittlichen Verhaltens. Auch die wahrste, reinste, aufopferndste That der Liebe zum Anderen, zum Nächsten, wie Jesus so schlicht sagt, ist an die höchste Wollust der Seele, an den Rausch, den Zauber gebunden, den nur dies letzte Opferfest des Herzens zu vergeben hat. Die Predigt Dessen, der vom Berge nicht zu seinem Volke nur, nein zur Menschheit sprach, hat Dies sehr sachlich ausgesprochen. Sie hat nie die Hingabe des Ichs gefordert, ohne ihren Preis zu nennen: die Seligkeit des Ichs.

Ganz anders der Ich-Trieb: wird er zu seiner höchsten Leistung gespannt, zur letzten Steigerung seiner Kraft, seines Schaffens, so kann seine artfördernde Wirkung nicht in Frage gestellt werden. Denn wird ein Glied der Kette stahlhart geschmiedet, so wird die Kette selbst stärker und unzerreißbarer. Weder die schöpferische Leistung des Ichs noch die neu gewonnene Kraft eines Einzelnen, dem es an Nachfolge nicht fehlen wird, gehen der Gattung, der Menschheit selbst verloren.

Treibt man diesen Gegensatz bis zum Aeußersten, so erscheint schließlich Alles in sein Gegentheil verkehrt: der Ich-Trieb fördert die Art, der Hingabe-Trieb zielt ab auf das Glück des Ichs, und sei es das zarteste. Und Niemand wird die Wahl der Beispiele willkürlich oder parteiisch schelten dürfen, denn jedesmal ist der edelste, lauteste Fall gewählt.

Einen Augenblick könnte man folgern, daß hier ein Denkfehler sich eingeschlichen habe, daß Wirkung und Beweggrund mit einander vermengt

sein. Unzweifelhaft hat das im Ziel selbstfüchtige Handeln des Hingebenden artfördernde Wirkungen: sein Thun gilt ja dem Wohl des Anderen. Aber erstens hat die schöpferische That des Zuhiliehenden, wie behauptet und angenommen wurde, die selbe Wirkung; ja, es ist zu vermuthen, daß sie sie für die Regel in höherem Grade haben wird. Denn es ist die Art der helfenden Liebe, eher Leiden zu stillen, Mängel auszufüllen, Unglück zu lindern, als das werththätige Streben der starken Schaffenden, die ja glücklich sind, zu fördern. Sie ist dem Schwachen und Kranken zugewandt, denn sie findet in der Sorge für ihn mehr äußeren und mehr inneren Dank. Und so gewiß auch dieses Heilen und Wiederherstellen schöpferisch wirkt: es haftet ihm das Gepräge leidensamen Zuwartens an, das die eigentliche Schwäche aller christlichen, noch mehr aller buddhistischen Sittenlehre ausmacht.

Zweitens aber ist dem Hingebenden hier offenbar aus seiner eigenen Anschauungsweise heraus ein Mangel an innerer Logik zur Last zu legen, der einer Selbsttäuschung und, wollte man Alles bis aufs Neueste treiben, fast einer Unaufrichtigkeit sehr nah kommt. Denn keine Sittenlehre pflegt so sehr auf die Beweggründe, so wenig auf den äußeren Erfolg seines Handelns zu sehen wie die auf die ganz einseitige Pflege des Hingabe-Triebs gerichteten, etwa die christliche. Hier mag der Grund zu suchen sein, aus dem der ehetne Kant die Tugend um des eigenen Glückes willen verwarf. Wobei ihm dann freilich unterließ, daß er den ungestörten Fortgang des Gesamtgetriebes der Menschheit zum Leitgedanken des Einzelthuns machte, also den — nur verstandesmäßig eingekleideten — Vortheil der Gattung, der doch wieder als Kern den Vortheil der Einzelnen, aus denen sich die Gattung zusammensetzt, nur leicht verhält durchscheinen läßt. Ja, der große Folgerer gleitet noch größlicher aus auf der Bahn seines Schließens, indem er an dem einen Punkt, an dem auch seine Selbstsucht sterblich ist, den Genuß als Beweggrund des rechten Handelns zuläßt, nämlich die Freude daran, daß im Weltgeschehen im Grunde die Vernunft einen Sieg feierte. Noch widerspruchsvoller aber erscheint das Verhalten des Christenthumes; die Lust der eigenen Seele ist der Grund für eine Lehre, die in all ihren Geboten diese Lust des Ich auszuroden Niene macht.

So erscheinen denn alle Werthe sittlichen Urtheiles übel in ihr Gegenheil verkehrt; und wer aus diesem innersten Bereich gesellschaftsfeelschen Verhaltens ausgerüstet mit den Maßstäben für die äußeren und gröberen Bezirke des staatlichen oder wirtschaftlichen Handelns zurückzulehren gedachte, wäre bitter getäuscht. Auch die überlieferten Sittlichkeiten gewähren hier wenig Rath und Hilfe: die christliche hat sich selbst alle Wege in dieses Allerheiligste menschlichen Fühlens und Wollens abgeschnitten, da sie kurzer Hand sich für den einen der beiden Gegensätze entschied und alle Ich-Liebe für Das, was nicht sein soll, erklärte. Sie hat nie recht erkannt, wie sehr sie sich damit

selbst die Einwirkung auf den Menschen erschwert hat. Sie hat zwei Jahrtausende darüber geseufzt, daß der Menschen Dichten und Trachten böse von Jugend auf, Das heißt: diesem ihrem sittlichen Ziel abgewandt sei, ohne dabei zu dem Schluß zu kommen, daß nicht der Mensch, sondern dies ihr Ziel falsch sei. Sie mußte mit ansehen, daß der von ihr so oft in Schutz genommene Staat nach wie vor mit Gewalt und List sich aufrecht erhält, Das heißt: mit den größtlichen Mitteln, die der Ich-Trieb besigt. Sie hat in hilfloser Unentschiedenheit viel zartere und feinere Auswirkungen des Ich-Triebes verworfen und hat doch nie auch nur den Versuch gewagt, den Staat mit umzustimmen, der heute zu Kriegszeiten nicht christlicher und nicht unchristlicher verfährt als in den Jahrtausenden vor Jesus' Auftreten.

Fast noch empfindlicher als in diesem äußersten Grenzfall ist das Verjagen der christlichen Sittenlehre da, wo es sich um das eigentlich Leben fördernde, Leben schaffende Thun der Menschen handelt. Die urchristliche Sittlichkeit war nicht weltfremd, aber weltfern: ihr war alles starke Handeln eben so gleichgültig und unwerth wie alles schöne Bilden oder alles tiefe Denken. Sie weiß von dem Einen so wenig wie von dem Anderen. Und sie ist hierin ganz folgerichtig, denn sie hält alles irdische Sein nur für eine an sich belanglose Vorstufe zu einem höheren Leben. Eine der wichtigsten Thatfachen der Urgeschichte des christlichen Glaubens wirft hier tiefe Schatten über die Entstehung eines noch heute im Grundsatz geltenden Sittengebotes, eine der wichtigsten und dennoch bestverschwiegenen Thatfachen: Jesus' Propheten-Irrthum von der kurzen Dauer des bestehenden Menschheitszustandes, von der kurzen Frist bis zum Herniederkommen des Reiches, das er nach überlieferter Judenweise gar nicht himmlisch über den Wolken, sondern ganz irdisch, als ein verkärtes und verewigtes Erden-Sein, vorstellte. Einer so ungeheuren Umwälzung aller Grundbedingungen menschlichen Lebens gegenüber waren Staat und Kunst, Reichthum und Forschung freilich sehr wenig beträchtliche Güter, zumal sie an sich diesem Seelenvollsten, Gefühlsmäßigsten der Menschen nicht werthvoller sein mochten wie den tiefsten der Propheten seines Volkes, von denen er so viele seiner Gedanken als Erbe überkommen hatte.

Alle spätere christliche Sittlichkeit nun, von Paulus ab, ist eine nicht wirklich folgerichtige und nicht in sich geschlossene geworden, da sie diese Weissagung nicht in Erfüllung gegangen sah und doch auf die Verkündigung, die sich zu einem Theil auf sie gründete, nicht Verzicht leisten wollte. Sie behielt eine Lehre bei, die der Menschheit für einen kurzen letzten Traum vom Erdendasein gegeben war, und gab ihr den Werth eines Gebotes für Jahrtausende. Dieser innerste Widerspruch ist nie recht überwunden worden: viele Versuche einer Vermittelung sind gemacht worden, aber wie alle Vermittelungen haben sie keinen rechten Halt. Nur in jener urchristlichen Lehre von der völligen sittlichen Ueber-

legenheit des Hingabe- über den Ich-Trieb wird man zu allen Zeiten den Kern aller christlichen Sittlichkeit suchen. Die eigenthümliche Zwiespältigkeit aller Glaubensentwicklung, die zwar in der Neuerung, in der Aenderung das Recht dieser persönlichsten Angelegenheit des Menschen sieht und doch ihrem innersten Wesen nach auf Ueberlieferung und Ueberlieferungstreue nicht verzichten darf, wird in diesem Punkt sich vermuthlich nie zu Gunsten einer Umwälzung entscheiden. Denn während alle Gottes- und Mittler-Gedanken des Christenthumes der mannichfachen Ausprägung fähig sind, ist seine Sittlichkeit im Grundsatz eisern und mit Wahrhaftigkeit nicht wohl umzudeuten.

Werden die kleinen Halbheiten, Zurücknahmen und Zugeständnisse bei Seite geschoben, so müssen sich die Geister scheiden. Erdfrohe Gesinnung wird sich mit einem Lebensbild nie versöhnen können, das aus aller funkelnden Pracht unserer Welt nur einen überschatteten Hintergrund für die Himmels- glorie eines jenseitigen Daseins macht und das um Dieses willen alle stärksten Kräfte unseres Wesens, eben die im Ich-Trieb wurzelnden, und alle Herrlichkeit ihrer Schöpfungen als nichtig oder gar schädlich bei Seite schiebt. Nicht die That, nicht die formende, nicht die forschende Macht unseres Geistes will um des Mitleides willen verworfen sein. All die weiblich-empfangende Schwäche, all die leidam Schaffensunlust, die in diesem Bekenntnis des Hingabe-Triebes, wie in jedem anderen, in Wahrheit Sieger bleibt, hat die Menschheit bis auf diesen Tag nie anders als im Wort übermocht.

Nicht Tolstoi, der, christlicher als die Kirchen, den Christen die Lehre des Urchristenthumes mit grämlicher Miene erneuert hat, noch auch die wieder laut werdende Predigt des indischen Friedensbringers wird uns überreden. Ja, Buddha Gotamo sei uns noch ferner, noch fremder als Jener, der wahrlich genug Mühsal aufgewandt hat, uns jede Erdsfreude säuerlich zu machen. Denn er fordert von unserem Ich, sich jeder That zu enthalten, um des Glückes willen, das in der Thatlosigkeit beschlossen sei, da uns die urchristliche Lehre noch anspornet, zwar nicht für uns, aber für den leidenden Bruder zu handeln.

Das Glück des Schenkenden aus den Herzen der Menschen zu vertagen, wäre rathlos. Aber eine Sittenlehre, die es ausschließlich predigt, wird sich eben so wenig als Lehre behaupten, wie sie sich als Gebot durch die Jahrhunderte bei den handelnden Menschen durchsetzen konnte. Schon daß sie sich der unlösbaren Verflechtung der beiden Grund-Triebe unseres mollenen Wesens, des Ich- und des Hingabe-Triebes nicht bewußt zu werden, sie nie einzuges- stehen vermochte, muß gegen sie mißtrauisch machen.

Aber sollten wir nun wirklich und völlig von diesem Ziel abwenden und das Ich zu unserer herrschenden Gottheit machen? Ohne Zweifel würde solches Gebot den Vorzug großer Wahrhaftigkeit für sich in Anspruch nehmen können, würde damit eine Einheit zwischen wirklich geübter und verkündeter

Sittlichkeit erreicht, wie sie noch keiner der Tafeln beschieden gewesen ist, die die großen Führer unseres Geschlechtes über seine Bahn gehängt haben. Der große Fluch der weißen Lüge, des Mehr-Wollens, Mehr-Sagens, als die eigene Kraft erlaubt, wäre damit von den Menschen genommen. Tausend Heuschrecken, über die das Christenthum, das nicht müde wird, die unbedingte Wahrheit zu fordern, allzu gefügig hinwegsieht, würden wie Schlacken von uns fallen. Doch es bedarf nur geringer Weisheit, um darzuthun, daß diese Entfesselung nicht allein sehr viele schöpferische, nein, auch sehr viele zerstörende Kräfte frei machen würde, deren Bändigung bisher doch gelungen ist: nicht vermuthlich durch das Christenthum, sondern durch die viel stärkeren Mächte der gesellschaftlichen Einungen, vor allen des Staates.

Alles Recht, alle Sitte ist Einschränkung des Einzelnen zu Gunsten der Gemeinschaft. Selbst der Begriff des Schlechten, des Verbrechen ist aus der Gemeinschaft hervorgewachsen. Die Anschauungen der Völker, die heute noch auf der Urzeitstufe leben, lassen die Entstehung aller Scheidung von Gut und Böse sehr deutlich erkennen. Das Thun, das zuerst als Verbrechen gebrandmarkt wurde, war vermuthlich die Zauberei, wie die Auffassung der grönländischen Eskimos noch heute schließen läßt, lange vor Mord, Raub, Diebstahl oder woran wir Menschen zärtlicher Kulturen denken mögen. Die Zauberei aber gilt nicht etwa um des Zauberns willen für verwerflich: denn die Seher und Beschwörer, die neben den Häuptlingen als die Vorgänger der Priester das Volk führen und leiten, üben das gleiche Handwerk. Man unterscheidet auch nicht etwa zwischen nützlichem und schädlichem Zaubern, denn auch die Magok, die Seher, sind bereit, zu Nutzen eines Jeden Unheil auf seinen Feind herabzubeschwören. Vielmehr gelten als Zauberer und böse die Menschen, die jenseits der Berge im Binnenland, fern von den Siedlungen der Küste, für sich wohnen und dort auf eigene Gefahr leben und auch wohl zaubern. Das Verbrechen ist also im Grunde nicht die Zauberei, sondern die Abgesondertheit, die Nicht-Zugehörigkeit zur Gemeinschaft. Sie wird geahndet. Alle anderen Strafen des erst langsam entstehenden Rechtes sind noch viel sichtlichere Bußen, die die Gemeinschaft über den Fremden, ihr nicht Angehörenden verhängt. Lange Entwicklungstrecken hindurch wurde auch der Mord nur dann gestraft, wenn er von einem Fremden begangen war, nie aber, wenn er innerhalb der eigenen Völkerschaft ausgeübt war. Sehr kurz und doch bündig deckt die Ausdrucksweise brasilianischer Karaiiben diesen Zusammenhang auf: in ihrer Sprache ist unser und gut, fremd und schlecht gleichbedeutend.

Diese enge Verflechtung von Gemeinschaft und Sittlichkeit hat bis zu den höchsten Stufen menschheitlicher Entwicklung Bestand gehabt. Der Glaube, der sich mit der Sitte schon in seinen frühesten Keimen, zur Zeit des Seelendruckes und der Geisterbeschwörung verband, mag durch die Mittel der Ueber-

redung und des sittlichen Druckes an der Einengung des Ichs und seiner Willkür nicht geringen Antheil gehabt haben — das Priesterthum hat zu allen Zeiten sich schwer ermeßliche Verdienste um die Leitung der Menschheit erworben —, aber wer will sagen, wie weit diese Kraft gereicht hätte ohne das scharfe Schwert des Staates, der diesen Geboten Achtung verschaffte? Jedenfalls ist es eine der frommen Selbsttäuschungen des Christenthumes, daß alle Sittigung der Völker von ihm ausgegangen sei: die Recht gewordene Sitte, der Wille der Staat gewordenen Gemeinschaft hat vor und außer dem Christenthum ganz ähnliche Entwicklungsstufen überschritten, wie sie unsere Völker zurückgelegt haben. Nicht einmal die Gesellschaftanschauungen der neueren Zeiten, die dem Ich die wirksamsten Fesseln anzulegen trachten und die im Sozialismus gipfeln, können ohne Zweifel auf christliche Einwirkungen zurückgeführt werden. Rousseau und Saint-Simon sind nach gewissen Seitenstücken der griechischen Gesellschaftsgeschichte allenfalls auch ohne Christenthum zu denken.

Gleichwohl: die unlösbare, zu keiner Zeit, auf keiner Stufe nachlassende Verletzung von Sittlichkeit und Gemeinschaft erweist die Nothwendigkeit der Einengung des Ich-Triebes, der ungebändigt die Waffen seiner Lüste und Leidenschaften eben so unablässig gegen den Anderen, gegen den Nächsten, ja gegen sich selbst gewandt und mit der Einung alle Gesittung, also alle äußere und alle innere Kultur der Menschheit, in Frage gestellt haben würde. So wenigstens läßt uns aller Verlauf der Menschheitsgeschichte, wie er sich wirklich abgespielt hat, vermuthen: ob mit Recht, wird freilich bei höchster Vorsicht dahingestellt bleiben müssen. Ganz undenkbar ist schließlich eine Geschichte ohne Gemeinschaft, nur von Einsiedlern gemacht, nicht. Aber wenn schöne und nicht unfruchtbare Träume uns einen Zustand der Menschheit vorpiegeln, der alle Fesseln gelöst hat, mit denen heute der Einzelne durch die Gemeinschaft gebändigt wird, so ist ihre Voraussetzung doch eine Anlegung innerer Bande, durch die das Ich sich selber zwingen würde und von der es heute freilich nur allzu weit noch entfernt ist.

Wo ist hier ein Ausweg zu suchen? Mich dünkt, es müsse nach zwei Seiten geschehen: nicht Ich-Behauptung oder Hingabe kann die Lösung sein, sondern Ich-Trieb und Hingabe-Trieb: Beide aber in sehr bestimmter Abgrenzung. Von dem Wirkungsbereich, der dem Hingabe-Trieb eingeräumt werden kann, ohne daß wir Schaden leiden am Heil, nämlich an der Kraft unserer Seele, soll nicht heute die Rede sein. Denn unendlich viel dringlicher ist, von der Stärke, als von der Weichheit unseres Ichs zu sprechen. Denn nur die Güte kann recht schenken; und alle Güte ist stark. Und zehnfach wichtiger als das Geschenk ist der Schenkende: das Ich muß hundertfach öfter in sich bestärkt und gekräftigt werden, ehe man es lehrt, wie es sich für den Anderen verkürze. Erst sei es reich, dann, nur dann lehre man es die Kunst der schönen Verschwendung.

Aber wenn fürs Erste nur und überall nur von dem Ich und seiner Stärkung gehandelt werden soll und wenn doch der fessellose Ich-Trieb als unzulänglicher, als irrrender Führer erkannt ist: wo soll er frei sein und soll ihm Maß und Grenze gesetzt werden? Ich meine, dort soll er fessellos walten, bis wohin ihn seine beste Kraft, die schöpferische, zeugende trägt; und dort soll ihm Zaum und Jügel angelegt werden, wo er nur empfangen, nur genießen will.

Schon für diese erste Scheidung der Wege muß ein Grund angegeben werden, und da es die erste und vielleicht entscheidende ist, ein tiefer, ja, der tiefste Grund. Und so möge es denn der Grund der Gründe sein, der, wie ich meine, all unser Dichten und Trachten als ein unträglicher Zeitstern beherrschen sollte: der Wille der Welt, so weit er sich uns in ihrem Wesen offenbart. Wir sollten nie vergessen, daß wir die Einwohner eines der kleinsten Sterne sind, die vorläufig leuchten und, wie wir uns schmeicheln, höchsten Erzeugnisse eines geringen Bruchstückes der Wirklichkeiten, die selbst unseren blinden, blinden Augen noch erkennbar sind. Wir Zwerge auf den Trabanten eines Sternes, der vermuthlich selbst nur wieder der Trabant eines anderen Sternes ist, da wir doch Tausende von Sternen kennen, tausendmal Tausende ahnen: dürfen wir wirklich wähen, unserem Sein seien Gesetze gegeben, die abweichen von den allwaltenden ringsum? Ist nicht vielmehr anzunehmen, daß wir das Gebot unseres Daseins, als eines unendlich kleinen Bruchstückes des großen Seins der Welt, dann am Ehesten erfüllen, wenn wir als Regeln unseres Handelns die Gesetze über uns heben, die wir als wirkende Kräfte in dem rastlosen wirbelnden Spiel der Wirklichkeiten um uns zu ahnen glauben?

Ein stärkster Zwang aber ist über die Welten um uns, die Körper des Himmels, über unseren Stern selbst und über alle belebten und unbelebten Wesen auf ihm verhängt: der der Bewegung. Alles Sein ist Werden. Alle Wirklichkeit ist Unruhe, ist Wechsel, ist Wachsthum. Das höchste Gesetz des Lebens ist das Leben selbst.

All unser Forschen zeigt in diesem einen letzten Punkt eine vollkommene Uebereinstimmung zwischen dem Welt- und dem Menschheit-Geschehen. Wie die Sternkunde zur Erkenntniß vom Entstehen, Sich-Verdichten, Rollen der Gestirne, wie die Erdgeschichtsforschung zu einer Folge von Zuständen, wie die Lebenslehre der Pflanzen- und Thierforscher zu einem Werdegang dieser niederen und uns doch verschwieberten Bewohnerschaften unserer Erde geführt hat, so lehrt alle höhere Erforschung der Menschheitgeschichte eine Abfolge von Entwicklungsstufen erkennen, die zu erstiegen jedem Volk, jeder Völkergruppe als ein unabwiesliches Gesetz auferlegt ist.

Wie aber sollte, was unser nachträgliches Erkennen als das herrschende Gebot der Entwicklungen gefunden hat, die unser Geschlecht unbewußt und von mancher Dumpfheit umfangen durchlebt hat, nicht auch unserem bewußten

Thun als Leuchte den Pfad erhellen! Vorwärts den Weg zu gehen, vorwärts, aufwärts, so hoffen wir, niederwärts, so müssen wir, wenn wir einmal den Scheitelpunkt unserer Bahn hinter uns gelassen haben: Das ist unser unabänderliches Geschick. Und da uns Leben Glück bereitet, Leben aber Bewegung ist, so laßt uns nicht aus unserer Noth nur, nein, auch aus unserer Seligkeit eine Tugend machen, laßt uns das Vorwärtsschreiten selbst, das uns Wanderer froh macht, zur obersten Regel unseres Thuns erheben. Nur wo Glück und Gesetz eins werden, ist dem Gesetz Befolgung, dem Glück Dauer beschieden.

Entwicklung der Menschheit ist zunächst die Lösung, die wir als das Geschick und das Gebot unser's Geschlechtes in Wahrheit aus den Sternen lesen können. Und man stoße sich nicht etwa an dem blassen, an sich weder Stoff noch Ziel weisenden Sinn des Wortes und Begriffes: eben in diesen feinen so ganz farblosen, so ganz mechanischen Eigenschaften liegt die Gewähr für seine Sicherheit und Stärke. Eine in sich werth- und gegenstandslose Aussage liegt darin beschlossen, die alles Gewicht ihres Ausdruckes auf den Begriff der Bewegung, der Veränderung, der Neuerung fallen läßt. Diese Beschränkung ist von großer Weisheit, insofern sie nicht die Nebenbedeutung des Fortschrittes im Sinne der Verbesserung anklingen läßt. Und Niemand, der mit geschichtlichem Sinn, will sagen: mit liebefähigem, liebelustigem Herzen, die Stufen der Menschheit zu überschauen vermag, wird je sich dazu verstehen, die jüngeren Alter der Menschheit, und sei es ihre lallende Kindheit, zu schmäheln oder nur herabzusetzen, weil sie der Höhe späterer Zeiten ihres Lebens nicht gleichkamen. Es wäre eben so klug, den zarten, über das Wiegenbett des Eppichs 'vageder. Spred, yu. fiktore., moil. r. vor. Anlyp. nicht. bevhörtig, 'ji., 'der. in. Blüthe, weil sie nicht so süß sei wie die reife Frucht. Es gehört zu den löstlichsten Erfahrungen des Geschichtsforschers, daß er selbst in der Morgenämmerung der Menschheit, da, wo, aus der Ferne gesehen, noch Alles grund- und formlos und fast ungestalt erscheint, immer noch neue Schönheit entdeckt, sobald er nur nah genug herzudringt. Und wir werden unseren Dünkel bald zu der Erkenntniß überreden müssen, daß noch jedes Altern der Menschheit, jeder Uebergang von einer ihrer Lebensstufen zur nächsthöheren wohl mit einem großen Gewinn, immer aber auch mit einem kaum geringeren Verlust an Kräften oder an reichen, üppigen oder an frühen, herben Schönheiten verbunden ist, so wie der Jüngling nicht die schmale Annuth des Knaben in seine weiche Fülle, der Greis nicht die Stärke des Mannes in seine Weisheit hinüberretten kann.

Und noch für Form und Richtung der menschheitlichen Entwicklung kann das Gleichniß der Bewegung, das mehr als Gleichniß, das Bild und Sinnbild selber ist, Regel und Richtschnur abgeben. Wie die gerade Linie den Weg der entschlossensten, der folgerichtigsten Bewegung darstellt, der bewegtesten Bewegung, so ist offenbar auch Weg und Wille der Menschheitentwicklung auf

die grundsätzlichsste Bewegung gerichtet, die immerdar nach einer Seite strebt, immerdar ihren Ausgangspunkt am Sichersten fliehet. Wahrlich: es fehlt ihr nicht an Kreislinien, an Spiralen ungefährter Wiederholung noch an der Pendelbewegung des Hin- und Rückschlages: alle Renaissancen, alle Romantiken, alle Reaktionen sind bestrebt, sie auf so mäandrisch gewundenen Pfaden, auf Um- und oft auf Rückwegen zu führen. Aber so wenig man dies bunte Spiel üppig die eigene Stärke vergeudender Wanderkraft missen möchte, so gewiß stellt auch in diesen Wiederholungen der Geschichte eben nicht die Menge des Nachgeschaffenen, Nachgeahmten, sondern der kleine Bruchtheil von Neuschöpfung den besten Werth dar; oder, um im Gleichniß zu bleiben, an diesen Zirkellinien sind die Strecken die wichtigsten, die weiter hinausführen über den bisher erreichten äußersten Punkt. Und schon der Pendelschlag zwischen überwiegendem Persönlichkeits- und überwiegendem Gemeinsschaftsdrang, den alle Gesellschafts-, alle Geistesgeschichte der Völker als größtes Bewegungskennzeichen aufweist, stellt sich nur als eine Nebenbewegung dar: die eigentliche Linie der Entwicklung wird durch das Vorwärtsrücken des Schwingungspunktes des Pendels, an dem er aufgehängt ist (um den Vergleich zu Tode zu heßen), bedingt.

Vorwärts gehen, nicht sich wiederholen, nicht Ab- noch Umwege, nicht Kreislinien beschreiben: Das ist die Weisung, die wir aus diesem dumpfen Hall des Menschheits-Geschehens sehr wohl und deutlich zu uns sprechen hören. Und viele große und kleine Fragen unserer Gegenwart können nach ihr entschieden werden. Es wäre Narrheit und Wahnsinn gewesen, hätten die Germanen der neueuropäischen Geschichte sich etwa dagegen sträuben wollen, in Staat und Gesellschaft, Recht und Wirtschaft den selben Weg und in den selben Wegabschnitten der Urzeit und Alterthum, Mittelalter und Neuzeit zu gehen, den zweitausend Jahre vor ihnen die Griechen und fünfzehnhundert Jahre vor ihnen die Römer geschritten waren. Dies war die gefestigte Folge der Lebensalter, von der abzuweichen keinem Volk und keiner Völkergruppe verstattet ist. Aber der Geist der Weltgeschichte meinte es nicht gut mit Kraft und Reichthum der Menschheitsentwicklung, da er zugleich Bilden und Glauben und Forschen der Germanen in ein Lehrjoch der Schülerhaftigkeit und Abhängigkeit von den Griechen zwang, das sie noch bis auf diesen Tag nicht abzuschütteln vermocht haben. Zwar: die allgemeine und eigenwüchsige Aehnlichkeit der Stufenfolge wäre auch hier natürlich gewesen, nicht aber die Nachahmung des einzelnen Geistesgutes. Denn so wurde nicht das Germanenthum allein, nein: die Menschheit selber um die wuchernde Fülle eines neuen eigenen Reichthumes gebracht. Und wer heute gegen den Einfluß der Antike auf unser Denken, unser Bilden streitet, wer heute zur endlichen Aufkündigung dieser Oberherrschaft aufruft, Den treibt dazu nicht die leiseste Feindschaft oder auch nur Unterschätzung der marmornen Schönheit, in der hellenische Kunst

vor unseren Augen steht und stehen soll bis an das Ende der Tage, nicht auch die Enge volksthümlich-deutscher oder germanischer Selbstverliebtheit, nein: nur der Eifer um den besten Reichthum der Menschheit, um die Schöpferkraft ihres Wachsthumes, um die stets vorwärts, nie hinter sich schauende Leidenschaft ihres Strebens.

Und aus dem selben Grunde ist alles Hasten am Erbe, am Ueberkommenen und an Uebereinkünften zu verdammen, wenn neues Jugendstarkes nachdrängt. Jeder altensprohe Ministerialcath, der eine zum Licht drängende Neuerung auf einige Jahre aufhält, jeder graugewordene Sozialist, der an einem längst überwundenen Hauptstück des marxischen Katechismus zäh festhält, versündigt sich an der höchsten Pflicht, die es giebt, an der gegen die Kraft der Menschheit. Und wann werden die Führer der Völker gar erst so weise werden, daß sie eine dem Tode verfallene Staatsform freiwillig und mit eigener starker Hand ihrem Ende entgegenführen? Sie nicht erst das schnelle Sterben auf dem Schlachtfeld der Revolutionen noch das schlimmere langjährige Siechthum der sich selbst überlebenden Verfassungen erwarten lassen? Warum nur liebt man noch immer das greisenhafte Murmeln abgelebter Formeln mehr als den hellen Laut der jubelnden neuerungslustigen Jugend? Selbst wer das Neue für falsch hält, sollte ihm die Bahn frei geben, weil es neu ist, weil damit ein Vorstoß ins freie Lustmeer der Gedanken und der noch nie gelebten Dinge gethan wird und weil der Versuch, wenn er im Kern verfehlt ist, mißglücken und der alte Zustand um so fester wieder erstehen wird. Niemals möge man auch die Schönheit oder Trefflichkeit des Ueberkommenen als einen Grund gegen die Neuerung anführen: denn eben Dies ist der höchste Stolz der Geschichte des Menschengeschlechtes, daß alle seine Alter reich und stark waren.

Wie viele Meinungen, wie viele Glaubens- oder Denk- oder Kunstweisen, wie viele Rechts- oder Wirthschafteinrichtungen werden nicht immerfort unter uns aufrecht erhalten, von denen auch ihre Vertheidiger zugeben müßten, daß sie morgen zusammenbrechen würden, wenn die Völker nach ihrem freien Willen handeln könnten! In Wahrheit aber verfahren die Nachhaber hier wie ein Mensch, der bei jeder neuen Erkenntniß, jedem Kräftezuwachs seines Lebens erklärte: Ich könnte nun wohl die neue Stärke erproben, aber sie macht mir Furcht; ich werde lieber zehn Jahre warten, ob ich bis dahin noch der selben Meinung bin. Allerdings: der Mensch, der in so thörichter Vorsicht handeln würde, würde sein Leben verschleppen; und die Menschheit hat vor ihm den Vorzug, daß sie eine lange Reihe von Jahrtausenden vor sich hat. Allein auch der längste Zeitraum ist einmal aufgezehrt und auch das höchste Glück unseres Geschlechtes, das Laufen neuer Bahnen, kann verschleppt und verzettelt werden.

Darf überhaupt unter den Klassen, unter den Völkern eine Stufenleiter der Werthe aufgestellt werden, so kann sie sich nur nach den Entwicklungs-

geschwindigkeit befehen. Der Vorrang der Kaufasier unter den Massen, der Hellenen, Römer, Germanen unter den Kaufasiern beruht auf der Thatfache, daß sie in zwei Jahrtausenden Weglängen der Entwicklung zurückgelegt haben, die heute die anderen Massen theils noch gar nicht, theils nur zur Hälfte durchlaufen haben. Wie sollte nicht von der Menschheit gelten, was den Massen und Völkerguppen Werth verleiht? Und noch die Geschichte der einzelnen Völker vermag in diesem Stück der Menschheit folgenschwere Lehren zu geben. Die Geschichte eines Volkes — ach, es ist das unsere! — ist voll von versäumten Gelegenheiten und von schweren Nachwirkungen dieser Versäumnisse. Daß unser Königthum im frühen Mittelalter dem Traum der Caesarenherrschaft jenseits der Alpen nachjagte, hat es die Befestigung und Hinausrückung unserer Grenzen nach Norden und nach Osten versäumen lassen und raubt unserer üppig schwellenden Volkszahl noch heute den nothwendigen Spielraum weiter Lande, einer größeren Bodensfläche. Daß unser Königthum im späten Mittelalter versäumte, die Einheit des Staates herzustellen, hat uns im neunzehnten Jahrhundert genöthigt, eine Aufgabe zu lösen, die um 1500 erledigt sein mußte, die uns von zeitgemäheren Arbeiten abgehalten und die unser Staatsleben in vielen Stücken krebbsgänglich gemacht hat, von den vielen kleinen Unzweckmäßigkeiten ganz zu schweigen, die unsere Kleinstaaterei noch heute nach sich zieht. Daß unser Königthum zu Beginn der neueren Zeit versäumte, die streitbare Meeremacht unserer Städte sich einzuverleiben und mit ihr über See zu gehen, hat uns, was wir heute am Stärksten empfinden, den Antheil an der Besiedlung der Welt gekostet, über den Engländer, Nordamerikaner, Russen, Franzosen heute als über ein Erbe verfügen. Ein Deutschland, das heute einem anderen, minder spanisch gesinnten Karl dem Fünften drei Viertel von Amerika verdankte, würde der ohne Zweifel mächtigste Staat der Welt sein und seine Entwicklungswege könnten in der Zukunft zu einem Weltreich — wie die Chinen, die Gewaltthätigen im Sinn der Vergangenheit wollen würden — führen, oder — wie zukunftsmaßiger und menschheitlicher gedacht wäre — zu einem Weltbürgerthum vorwiegend deutscher Färbung. All diese Vorwürfe gehören nicht der wohlfeilen Art geschichtlicher Urtheile an, die von irgend einer Gegenwart her an frühere Zeitalter Forderungen stellt, die von ihnen ihrer Stufe fremde Leistungen heischen, sondern sie wenden nur den Maßstab anderer Volksentwicklungen an, die in jedem Fall den selben Ruf des Jahrhunderts besser zu hören und entschlossener auszuführen vermochten. All diese Säumnisse sind in gewissem Sinn unwiederbringlich. Wie aber sollte, was sich am einzelnen Volk rächt, nicht auch für die Menschheit sichere Geltung haben?

Gegen all Dieses aber möchte man einwenden: daß Entwicklung und Vorwärtswärtbewegung und Bahnenlauf Sache der Gattung, der Menschheit selbst sei, daß also der Einzelne durch Hingabe an sie, durch Opfer und Ge-

meinschaftsinn diesem Ziel am Ehesten diene, daß hier nicht dem Ich-Trieb, sondern seinem Gegenpart, dem Hingabe-Trieb das Reich seiner Wirkung gewiesen sei. Und doch ist genau das Gegenteil der Fall: alle Hingabe der Einzelnen vermag bessernd, heilend und im besten Fall dienend die großen Zwecke der Menschheit zu fördern, aber dieses Maß und diese Schranke ist ihr unweigerlich gesetzt: sie ist nicht schöpferisch. So ist denn nie die Gattung der Schaffende, sondern stets der Einzelne. Und seinen Lohn findet das Ich zuerst und zuletzt in seinem Glück, mag es in besonderen Fällen auch die Wonnen der Hingabe mit denen des Schaffens verbinden.

In diesem Sachverhalt liegt die Lösung für das Räthsel des Vorranges der Persönlichkeit in allen irdischen Angelegenheiten. Unser Jahrhundert ist voll von Verehrung der Masse und Unterschätzung des Einzelmenschen; aber daß der Einzelne der Schöpfer ist — und sei es auch in einem tausendfach bedingten und bestimmten Sinn —, hat es noch niemals fortbewiesen. Wenn die Massenerscheinungen Alles erklären, die Massen Alles leisten: warum forschen, bilden, handeln die Massen denn nicht? Ist ist gewiß nur die Erhebung des Einzelnen um eines Jolles Maß über die Durchschnittshöhe des Erreichten nöthig, um einen schöpferischen Gedanken hervorzubringen; aber die Ueberwindung dieses letzten Jolles ist das Entscheidende und sie ist die Leistung des irgendwie Ubertragenden Einzelnen.

Die Bewegungskraft und Bewegungslust der Menschheit, die nichts Anderes ist als die Summe der Schaffensdränge der Einzelnen, hat nothwendig ihr Spiegel-, ihr Ebenbild in der Seele des Starken. Doch kann sie nicht getrennt gedacht werden von der Gesamtheit der Triebkräfte seines Ichs. Denn diese ist eine untheilbare Einheit, insofern sie einen Ursprung, eine Kraftquelle hat, mag sie sich auch in noch so vielen Formen äußern. Diese Kraftquelle, aus der alle Thätigkeiten unseres Ichs gespeist werden, wie eine Anzahl von ganz verschiedenen Maschinen aus einem elektrischen Motor mit Antrieb versehen werden können, haben als leibliche Grundlage nur die Summe unserer Nerven, der Lebenskräfte; seelisch mag man sie Leidenschaft nennen, was mechanisch wiederum nichts Anderes als Bewegtheit- und Bewegungsfähigkeit, Geneigtheit zum Bewegen und zum Bewegtwerden bedeutet.

Denn in schönem Räthsel braucht unsere Sprache das Wort Leidenschaft ganz doppeldeutig: da es doch vom Erleiden fremder, ja schmerzhafter Einwirkung seinen Ursprung herleitet, bezeichnen wir mit ihm gleichwohl das stärkste Handeln: die leidenschaftlichste That ist die entschlossenste, die jäheste That. Aber vielleicht ist mit diesem Doppelsinn die Eigenthümlichkeit aller starken Seelen im Tiefsten bezeichnet: ihre Kraft besteht eben so in der Eindrucks- wie in der Handlungsfähigkeit. So lebe ich des Glaubens, den ich freilich kaum zu beweisen vermag, daß alles Fühlen, alles Bilden, alles Forschen,

Ahnen, Thun des Ich, da es aus dieser einen Quelle gespeist wird, nur eine gewisse Kräftemenge darstellt, die nicht vermindert, doch auch nicht erhöht werden kann. Und ich meine, der geistvolle Erforscher gesellschaftsfeelerischer Vorgänge irrt, der behauptet hat, ein Schaffen und ein Lieben, die neben einander von der Seele eines Menschen Besitz ergriffen hätten, könnten einander nicht Abbruch thun. Die Kräfte unserer Seele verhalten sich vielmehr wie die Farbenwerthe eines Bildes: jede ist von jeder anderen und von allen zusammen abhängig. Das Auslösen einer beginnenden Liebe nimmt allen anderen Absichten und Vorhaben unserer Wesenheit die gleiche Menge von Wärme-Einheiten, deren sie selber bedarf. Wie noch das blasse Lila des Lilienstengels, den der Engel auf Simone di Martinos und Lippo Memmis Verkündigung hält, jenes Lila, das von so traumzarter Schönheit ist, daß es Niemand vergißt, der es einmal sah, wie auch diese königliche Farbe noch bestimmt und bedingt ist von jedem anderen Farbenwerth des goldstarrenden Gemäldes, so ist selbst unser köstlichstes, unser schöpferischstes Thun, unser leidenschaftligstes Fühlen abhängig von allen, auch den kleinsten Ausstrahlungen unserer Seele, unseres Verstandes, unseres Vorstellens, unseres Wollens. Darum auch irren die Thoren unter den Männern, die sich so dünkelfast über die Frauen erheben: das Lieben einer Frau kann mehr Kräfteinheiten der Seele verbrauchen als die fruchtbarste Bildner- oder Forscher- oder Thalkraft eines Mannes, nur daß noch keines Denkers Scharfsinn die Voltampöremaße dieser Seelenelektrizität festsetzen konnte.

So schöpfen denn freilich Ich- und Hingabetrieb unserer Seele in gleichem Maß aus diesem Kräftequell; aber da heute nur von jenem die Rede sein soll, so muß hier die Leidenschaft, die Bewegtheit der Seele nur als Erzeugniß der Schaffenslust, der bewegenden, nicht der bewegten Kraft unseres Ichs gelten. Alle Gestalt, die schöpferisches Leisten der Menschen annehmen mag, entspricht dieser Wahrnehmung. Man wird schwerlich je dem Genie andere Eigenthümlichkeiten beimessen können als die größere Schnelligkeit und die größere Kraft seiner Eindrücke, seiner Entschlüsse. Das Genie unterscheidet sich sonach nur dem Grade, nicht dem Wesen nach von den anderen, geringeren Sterblichen und dieser Grad ist wiederum nur ein gleichsam mechanischer der Geschwindigkeit und der Stärke seiner Wollens-Bethätigungen. Und noch unter den Völkern sind die Genies die leidenschaftlichsten, bewegtesten. Aller Vorrang der Germanen vor den Griechen beruht in der größeren Leidenschaft ihrer Seele: die Bewegtheit des strazburger Münsters ist im Körper- und im Seelensinn des Wortes höher, reicher als die des Parthenon, Michelangelo ist bewegter als Skopas, Shakespeare bewegter als Euripides.

Schmargendorf.

Professor Dr. Kurt Vrensig.



Danae.

Da saß sie vor ihm im schmalen Schatten des Bootes, das von den Fischern auf den Strand heraufgewunden war und nun dalag, sahl und verkrümpft wie ein totes Meerthier, das ein Sturm aufs Land geworfen und hilflos in der Sonne verjähmachten Lüft. Halb liegend saß sie und las, eingeschliefert in den warmen blauen Schatten, den Kopf in die Hand gestützt und zurückgelehnt an die gründerwitterte Bootswand. Ihr Haar war noch gelöst vom Baden her; tief hineingewühlt hatte sie die Hand, so daß nur ihre Fingerspitzen (und selbst die noch verstrickt in das lichtbraune Gewirr) sichtbar waren. Blaugrün schloß sich um ihren Leib das weiche Gewand; bald fließend, zögernd bald, schien es zu leben wie sie, in jeder Falte ein Ausbruch ihres warmen, beruhigten Wesens.

Sehr ernst war übrigens die Sache mit dem Lesen nicht. Sie guckte zwar ins Buch, beobachtete aber zugleich, wie ein winziger Streifen von dem großen blendenden Licht, das zitternd über dem weißen Sand lag, heranschlich und ihren Fuß kühlte, schein, zärtlich, dann kühner und wärmer; und sie bewegte die Fehen in der durchbrochenen Sandale und lächelte ein Wischen.

Eine halbe Bootslänge von ihr weg, dunkel gekleidet und ganz zerrissen anzusehen von Licht und Sonne, saß er und starrte sie an. „Was lesen Sie?“ fragte er rauh, obgleich er eigentlich Etwas von der Sonne und ihrem Fuß hatte sagen wollen. Es quälte ihn, wie sie so dalag, schön und frei und lächelnd, ganz mit sich allein.

„Was ich lese? Nichts. Finden Sie nicht auch, es ist viel besser, so zu liegen, müde und faul, und nicht zu wissen, wo man aufhört und Das da draußen anfängt, das Wasser da und die Sonne und der stimmernde Sand?“ Sie dehnte sich ein Wischen und ihre Augen streiften an ihm vorbei, mit halbem Blick nur, denn der Wind und das Meer, all Das da draußen war wichtiger als er.

„Ja, es ist gut, so zu liegen“, sagte er, sah nach ihr hin und wandte schnell wieder den Kopf zurück. Heute ging Etwas aus von ihr, das er in diesen kurzen Wochen so stark noch nie gefühlt hatte. Er liebte sie mit der ganzen Anbetung des Künstlers; aber der Mensch in ihm, der sich mühsam losgerungen aus der Engigkeit kleinbürgerlicher Verhältnisse, konnte sie hassen und zornig werden an ihr, gerade um dieser schönen Mühelosigkeit willen, die sie umgab wie Licht und Sonne den Baum.

Was war er? Ein verbitterter, einsamer Mensch. Ein Künstler von Gottes Gnaden, — vielleicht; es gab Leute, die es gejagt hatten, als seine schweren, verträumten Bilder zum ersten Mal ausgestellt waren. Aber was galt ihm dieses ganze Gottesgnadenthum, wenn es auf ihm lag mit dem dunklen Vorwurf der Verantwortlichkeit, wenn es ihn fern hielt von allem Leichtem, Dichten und Schönen, von dieser Frau, die er liebte mit der ganzen sich selbst verspottenden Hoffnungslosigkeit Eines, der süßt: Alles in ihm strömt hin zu ihr, und was je zurückkommt, ist nichts und wird in Ewigkeit nichts Anderes sein als ein gutes, warmes Pöckeln, das nichts weiß und nichts wissen will von seiner Qual. Und da es nichts Anderes gab für ihn, begnügte er sich mit diesem Pöckeln, voll Verachtung, daß er sich begnügte. Aber er that es, nur um sie zu sehen, um neben ihr sitzen zu können, ohne Seligkeit, ohne auch nur für Sekunden sich heimisch zu fühlen in ihrer leidlosen Welt. Und

was ihn am Tiefsten beherrschte, war die Furcht, sich zu verrathen, so daß ein kalter Blick ihn für immer zurückschrecken würde in seine dunkle menschliche Gebundenheit, die ihre Nähe ihn erkennen und zugleich für eines Athemzuges Länge vergessen ließ.

Da lag sie nun, versunken in Das, was sie umgab, ohne einen einzigen Gedanken für seine Anwesenheit. Das aufgeschlagene Buch war von ihrem Schoß gegliiten, ihre Hände vergruben sich in den scharfen Sand. Was sie so that mit ihren Händen . . . Alles an ihr begleitete mit einer zwingenden Weichheit diese nachlässigen Hände. Sogar bis in die zärtliche Ruhe ihrer Augen hinein setzte sich die gleiche runde Bewegung fort, wie Wellenringe die Kraft des fallenden Steines hinüberschaukeln in die Unendlichkeit.

Sie hatte einen kleinen Berg zusammengeschoben. Obenauf lag der feuchte, dunklere Sand, den sie tiefer aus dem Grunde herausgeholt hatte. Sie klopfte und formte ein Bißchen daran herum, sagte dann befriedigt: „So!“ Nicht dem Maler zu wie ein Kind, das der Welt Gutenacht sagt, und zog die Ellbogen, die ihren Oberkörper gestützt hatten, mit einer kleinen behaglichen Müdigkeit an sich heran, während ihre Schläfe sich in den kühlen Sandhaufen einwühlte.

„Was wollen Sie thun, pittoro?“ fragte sie nach einer Weile aus ihrer träumerischen Versunkenheit heraus. „Wollen Sie malen? Ach, so ein stürmischer Sonnentag! Sehen Sie nur die Welle da, nein; da, ganz hinten. Ist Das nun blau? Ist Das nun grün? Ist Das nun Himmel oder ist's Wasser? Ach, nichts sagen! Das Alles ist ja einerlei. Schön ist's, nicht wahr, pittoro?“ Lächelnd schwiog sie und fuhr dann plötzlich mit schnellerer und fast ein Wenig böser Stimme fort: „Sagen Sie doch auch irgendwo einmal aus ehrlichem Herzen: Es ist schön. Aber nein! Ein Stodfisch sind Sie. Immer führen Sie Ihre Begeisterung an dieser schwarzen Leichenbittelleine: Wie maßt man Das? Wächst Ihnen denn die schöne Welt niemals so richtig über den Kopf, daß meinetwegen eine Flamme herausfährt und die ganze brave Palette verbrennt? Was ich sage: Sie sind ein Stodfisch, pittoro!“

Die letzten Worte sagte sie leiser und halb für sich; und dann lag sie ganz stumm und blinzelte durch die vorgehaltene Hand aufs Wasser hinaus. Mit den Augen faßte sie eine Welle und suchte vor allen anderen diese eine zu halten und zu kennen. Eine Weile gelang's; sie zog heran, — da weit draußen noch, ein Klippen, ein Sturz, ein vergehender weißer Streif. War Das ihre Welle oder wars die nachfolgende gewesen? Sie suchte mit dem Augen: Wo war nur ihre Welle geblieben in all dem fallenden Blau und steigenden Grün, den breiten, krausen Schaumbänken und dem tanzenden Licht? Die arme Welle! War sie nun tot? Und es war doch so schön, da draußen zu leben! . . . Sie erschrak ein Wenig, umspannte mit einem raschen erwachenden Blick ein breiteres Stück des Wassers, glitt ganz bis an den Horizont hinaus. Blau wars da draußen, blau wie auf ihrem japanischen Holzschmitt daheim, blau und selig; und dumm war, wer Das fühlte und je wieder zurückkam. Nein; sie kam nicht, rufen mochte, wer wollte; nie kam sie zurück.

Blau und selig . . .

Er sah verloren und starrte hinaus wie sie. Sein dunkles Haar hob sich im Wind. Sein Strandhut, mit Sand beschwert, lag neben ihm, etwas seitwärts das graue Skizzenbuch mit gelösten Bändern. Er starrte hinaus wie sie und Etwas von ihrem Befreitsein schlich sich in seine Schwere, die verpflichtete, jedem Genuß einen kleinen Ewigkeitwerth abzurufen, nicht in besignehmendem Stolz, sondern

in slavischem, unseligen Muß. Sie, die Stüdfiche, die Schöne, die Geliebte: sie kannte sie Schwere und Muß. Langsam, ohne seinen Körper zu wenden, drehte er seinen Kopf ihr zu.

Ihre Hand war gesunken und ihre Augen geschlossen; ganz leicht, nur wie niedergefallene Blätter lagen die Lider über ihnen. Das Kinn hatte sie im Einschlafen etwas gehoben. Ja: sie lag und schlief, lag da vor ihm und schlief, träumte vielleicht: grün und blau, — ach, einerlei, wie schön ist alles Das!

Er sah und starrte sie an mit einem süßen Erschrecken. Ihre Augen wachten nicht mehr über dem stolzen Gesicht, sie lagen wie verhäulte Lichter. Wie hätte er sonst vermocht, ihnen Stand zu halten, wie er jetzt es that, zwar noch mit dem Bewußtsein einer Kühnheit, die jeden Augenblick ihn in ewigen Tod versinken lassen konnte. Allmählich jedoch verlor sich das Gefühl einer süßen, starken Gefahr. Sein Blut strömte in die Glieder zurück, seine Augen fingen zu sehen und zu wagen an, Vorsichtig, als könne die Berührung seines Blicks sie wecken, folgte er der weichen Linie ihrer Wange, die nicht so bestimmt war wie die andere Linie, die fest und strahlklar, in leiser Schwingung, als müßte sie klingen, vom Kinn niederfuhrte und sich in den losen Falten des Kleides verlor. Gleichmäßig warm war das Gesicht, nirgends Backenroth und doch voll von einem inneren Blühen. . . Wie das lichte Haar die Schläfen frei ließ und dann, wie ein rasch träumender Gedanke, noch einmal ein Wenig in die Stirn hineinwuchs! Ganz golden das Ohr, nach der Mitte zu bernsteinbraun vertieft, wie eine Muschel fest und vollkommen in der Form, fein und besonders das Lappchen; man mußte an eine Perle denken, die darin sitzen könnte, nein, an einen Opal, drei länglich schimmernde Opale, ganz schmal und am Grund etwas schwellend wie ein fallender Tropfen vielleicht. . . Golden wie das Ohr auch die Haut des Nackens; oder war es der Schatten, der den weißen Hals so golden machte? Er sah schärfer hin mit der leisen Scham eines Diebes. War es der Schatten? Oder war es die Haarfarbe, die sich so zögernd verlor? Aber das Licht, das Spiel von Licht und Schatten war auch noch da, das widerstrahlend vom Meer mit seinem unruhigen Pulsschlag über die Wand des Bootes lief.

Er griff leise nach seinem Skizzenbuch, suchte nach farbigen Stiften und hielt mit den Fingern die flatternden Seiten nieder. Aber als er, bereit zur Arbeit, zum zweiten Mal hinüber sah, war Farbe und Form in seiner Einzelheit verschwunden. Er sah nur die ganze stolze Gestalt, fast demüthig verlangend hingestreckt im durchsichtigen Schattenblau, sah über dem tiefer grünen Gewand von Meer herauf ein goldenes Zittern kommen und gehen, sah, wie es zögerte vor der leise bewegten Brust, um weiterfluthend dann sich zu sammeln auf dem warmen schlafenden Gesicht mit dem seligen Schimmer einer visionären Leidenschaft.

Danae: durchguckte es ihn. Seine Augen hingen an ihr, nicht mehr mit der heimlichen Scham eines Diebes. Mit dem überströmenden Blick des Schöpfers fühlte er: da war Etwas, das ohne ihn nicht da war, Etwas, das er zum Leben rief, das ihn hinaushob über sie und ihm gehörte, ihm ganz allein, ohne mehr zu fragen nach ihrem Wunsch und ihrer Liebe. Mochte die ganze Welt sie nehmen: nie wieder würde sie Einem gehören wie ihm in dieser einzigen Stunde. Sein war sie mit Allen, was sie wußte von sich, sein mit Allen, was vielleicht so niemals gewedt ward.

In seliger Schöpferlust sah er da, nicht mehr voll Furcht vor ihrem Erwachen; ein stolzes, freies Recht hatte er, zu nehmen, was er schuf. Nicht mehr

nur fühlte er, wie es hinstörmte von ihm zu ihr: auf ihn zugerichtet kam es mit den vollen Wogen einer großen künstlerischen Empfängniß und füllte sein Wesen golden an mit einer Macht, die nicht Zufall, sondern Zustand war. Bewegunglos saß er im zerrenden Wind, die Fingerzpitzen an den Mund gedrückt, als müßten die Zähne helfen, zu halten, was dem weiten, trinkenden Blick entgegenkam.

Immer noch saß er so, als er schon fühlte, daß der Abschied nah war. Sie bewegte die Hand, ein plötzlicher Ernst glitt über ihr Gesicht, eben so unvermittelt dann ein ganz goldenes aufgelöstes Schauen; und im selben Augenblick schlug sie die Augen auf. Sie öffnete den Mund, feuchtete mit der Zunge die salzigen Lippen, lauschte empor und begegnete dann mit leiser Verwunderung seinem Blick.

„Aber nein! Glauben Sie, pittore, daß ich geschlafen habe?“

„Ich glaube beinahe: Ja“, sagte er.

„Sie hätten mich wecken müssen“, schmolte sie. „Wie kann man so einfach schlafen am helllichten Tag!“ Sie schob mit weicher Bewegung des Kopfes die Haare von den Schultern. „Ich habe sogar geträumt“, fuhr sie sinnend fort. „Etwas sehr Sonderbares; aber ich weiß kein Wort mehr davon. Wissen Sies nicht? Sie bewegte suchend die Hände. Aber wie könnten Sies wissen? Sie sehen, ich bin auch jetzt noch halb im Schlaf.“

Sie richtete sich langsam auf, schüttelte den Sand von ihrem Kleide, that ein paar Schritte und bückte sich dann nach ihrem Schuh, um ihn vom körnigen Kies zu leeren. Dann griff sie nach ihren Haaren, drehte sich dem Wind entgegen, so daß der die lojen Wellen von ihrer Stirn zurückkämmte, und band sie zusammen in einen lockeren Knoten. Ganz frei stand sie im vollen Licht, bis zu den Armen gegen das sonnige, härmische Meer, Schultern und Kopf ruhig und fest vom ruhigen Himmel umschlossen. Sie nickte dem Maler zu, der sich erhob und ihr das Buch, das noch im Schatten des Bootes lag, hingab. Sie sah ihn kaum an; aber dann kam Sekunden lang noch einmal ihr Blick zurück.

Etwas fiel ihr auf an ihm. Lieber Gott: er bildete sich doch wohl nichts Besonderes darauf ein, daß er den halben Vormittag hier neben ihr hatte sitzen dürfen? „Stodfisch-Pittore“ sagte sie, gab ihm leicht die Hand, lächelte und schritt durch die blendende Mittagsgluth dem Kirchhause zu, das jenseits von der Düne lag.

Er stand unbeweglich und sah ihr nach, wie sie so leicht dahin ging in dem Grün ihres Kleides, das heller und härter schien gegen all das Silbergrau und Weiß um sie her. Der Wind peitschte das Gewand an ihren Fuß, so daß sie mit Knöchel und Knie gegen seine krause flatternde Gewalt ankämpfen mußte. Hinter ihr flog wie stiebender Schnee der Sand durch das bleiche Winfengewirr.

Er war nicht traurig, daß sie ging. War es nicht beinahe gut, daß sie ihn allein ließ mit Dem, was sie ihm hatte geben müssen? Sie nahm's nicht mit sich, nein; in ihm war es der reinsten Auferstehung gewiß, so rein und so gewiß, daß ihm für einen Augenblick die schöne Frau ganz fern und fremd war, die da, mit dem Winde kämpfend, kraus und flatternd von ihm wegging. Aber dann schwoll eine heiße Dankbarkeit auf in ihm und eine unstillige Lust, selig zu jaulen.

Er hob die Arme, mit freier Brust lief er der Sonne und dem Wind entgegen; und Etwas war in ihm, das hätte schreien mögen, wie die weiße Löwe schrie, die da vor ihm hinslog mit dem silberchuppigen kleinen Fisch in den gekrümmten Fängen.

Selbstanzeigen.

Moderne Christentum. (Moderne Zeitfragen, herausgegeben vom Dr. Hans Landsberg, Van-Verlag, Berlin).

Während die heutige Industrie ängstlich darüber wachet, daß die Zeichen, durch welche die Urhebererschaft eines Produktes festgelegt ist, nicht auch von anderen Produzenten für ihre Waaren verwandt werden, ist die Theologie, vor Allem die „moderne“, darauf aus, ihre Stempel möglichst auch solchen Kulturgütern, deren Ursprung ganz und gar außerhalb der theologischen Sphäre liegt, aufzudrücken und diese dadurch für sich in Anspruch zu nehmen. Es wird nicht gut möglich sein, auch gegen diese Art, unlauteren Wettbewerb zu treiben, mit Gesetzen vorzugehen. Um so notwendiger erscheint es aber, die Merkmale genau festzustellen, die dem Christentum, unabhängig von der theologischen Färbung, seinem historischen Ursprung nach zukommen. Seit die moderne Theologie ihren religiösen Rationalismus der Welt als das echte und ursprüngliche Christentum anzupfehlen unternommen, hat es nicht an ernstlichen Stimmen gefehlt, die, nicht eben im Dienste des altkirchlichen Dogmatismus, sondern im Namen der wissenschaftlichen Wahrheit, gegen diese Unterchiebung moderner Ideen unter eine ganz anders geartete Gedankenwelt Protest erheben. Aber die Theologie, die sich mit Emphase als die kritische bezeichnete, war nicht dahin zu bringen, daß sie auch nur ein Wenig Selbstkritik übte und sich auf die tiefer liegenden Motive ihres angeblich wissenschaftlichen Gebahrens besann, bis zuletzt die bodenlose Willkür, mit der die Theologie ihren ungeheuren Apparat von Gelehrsamkeit dazu gebrauchte, sich selbst in das Christentum hineinzulegen und Dem entsprechend alles ihr nicht Zusagende aus den christlichen Quellen zu entfernen, in den Ausläufern der Schule Ritschls, einem Harwad, Bouffet und ihren Gefinnungsgenossen, wahre Orgien feierte. Jetzt sollte der magere, mit einem herauschenden Vortischall umgebene Rest, den die theologische Schere aus dem Christentum herausgeschnitten hatte, dem Volk als „das Wesen“, „das Ursprüngliche“ des Christentumes anempfohlen und schmachhaft gemacht werden. Unter diesen Umständen bekamen die Stimmen, die schon vor etwa dreißig Jahren vor dieser Entwicklung der Dinge energisch gewarnt hatten, namentlich die Eduards von Hartmann und Overbocks, neues Gewicht. Zugleich aber hatte die religionswissenschaftliche Forschung neue Bahnen eingeschlagen, durch welche die in der religiösen Entwicklung wirksamen soziologischen Gejege als auch im Christentum wirksam anerkannt werden mußten. Dadurch wird der theologischen Auffassung, nach der die Entstehung des Christentumes auf die That eines einzelnen Individuums zurückzuführen sei, der Boden unter den Füßen fortgezogen. Die historische Forschung bekommt jetzt dem Ursprung des Christentumes gegenüber eine neue Aufgabe: nicht die, ein Individuum ausfindig zu machen, das, sei es in natürlicher oder in übernatürlicher Ausrüstung, den Grund zu einer neuen religiösen Entwicklung gelegt hat, sondern die treibenden Kräfte, die in der Zeit wirksamen geistigen, sittlichen und sozialen Faktoren aufzusuchen, die zu einer religiösen Neubildung hindrängten. So verzweifelt die Theologie ihren Anspruch, daß die Entstehung des Christentumes als eine ihr ausschließlich zur Forschung vorbehaltene Domäne zu gelten habe, auch heute noch verteidigen mag: die Wissenschaft kann sich auf die Dauer nicht nehmen lassen, auch den Ursprung des Christen-

thumes aus den allgemeinen Gesetzen des historischen Geschehens zu begreifen. Dadurch fällt aber vom Christenthum ganz von selbst die Prärogative der Absolutheit ab, auf welche die Theologie im Grunde mit ihren sublimsten Gedankengängen hingiebt und um deren willen sie so hartnäckig an ihrem Dogma von einem individuellen, „einzigartigen“ Stifter des Christenthumes festhält. Alles historisch Gewordene hat eben nur einen relativen Werth; es ist dazu bestimmt, einem neuen Werden vorzuarbeiten und an dieses dann seinen Platz abzutreten. Modernes Christenthum in diesem Sinn kann deshalb nur eine Uebergangsform bedeuten, in der die aus der christlichen Vergangenheit her reaktivirenden Kulturkräfte an ihrer eigenen Metamorphose arbeiten. Insofern die Theologie an dem absoluten Charakter ihres modernisirten Christenthumes festhält und diesen nur unter der täuschenden Hülle wissenschaftlicher Untersuchungen zu verstecken sucht, ist sie es gerade, die einer religiösen Verjüngung entgegenarbeitet und hindert, daß die Kräfte, die einst bei der Entstehung des Christenthumes zeitbildend gewirkt haben, nun im modernen Leben eine ihrer Entwicklung entsprechende freie und naturgemäße Entfaltung finden. Von diesen Erwägungen ausgehend, habe ich in meiner Brochure zunächst die wirklichen Grundgedanken des alten Christenthumes darzustellen unternommen, um daran die inneren Widersprüche aller theologischen Restaurationsversuche und die Unmöglichkeit einer theologischen oder kirchlichen Modernisirung des Christenthumes darzutun und endlich zu zeigen, wie, unabhängig von aller und jeder Theologie, die religiösen Kräfte, die einst die christliche Aera geschaffen, im heutigen Leben auf den verschiedensten Gebieten sich wieder zu regen und zu betheiligen beginnen.

Bremen. Pastor Dr. Albert Kalthoff.

Alkohol und Verkehrswesen. Vierte umgearbeitete und vermehrte Auflage.
Verlag des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke.

Auch der eifrigste Verehrer eines „guten Tropfens“ muß anerkennen, daß es der Sicherheit des Verkehrs, besonders des Eisenbahnbetriebes, überaus zuträglich ist, wenn das Personal sich größter Nüchternheit befleißigt. Unter dem jugendlichen Einfluß unserer Trinksitten ist dieser wünschenswerthe Zustand am Sichersten und für das Personal zugleich am Leichtesten dadurch zu erreichen, daß namentlich die im eigentlichen Betriebe (Lokomotiv-, Fahr-, Station- und Weichendienst) thätigen Bediensteten nach dem Beispiel Nordamerikas mehr und mehr dahin gebracht werden, sich des Genußes alkoholischer Getränke völlig zu enthalten. Auch durch Beseitigung übermäßig langer Dienstdienste, Verbesserung der Wohnungen, Aufenthaltsräume u. s. w. wird viel zu erreichen sein. Von großer Bedeutung ist ferner Aufklärung des Personals über den Unwerth der alkoholischen Getränke als „Stärkungsmittel“ und über ihre Entbehrlichkeit als Genußmittel. Möglichst viele einsichtige und entschlossene Männer namentlich unter den eigenen Verußgenossen für diese Anschauung zu gewinnen, ist das Ziel meiner Schrift.

Marburg.

Eisenbahndirektor Otto De Terra.

Moderne Illustratoren. H. Piper & Co., München.

Ich strebte mit den sieben bis jetzt vorliegenden Bänden nicht nach der Palme der streng sachlichen Kunstwissenschaft. Ich begab mich auf Neuland, als ich meine

Betrachtung Künstlern widmete, für deren ausgeprägt zeitcharakteristisches Wesen eben noch keine Maßstäbe vorhanden sind. Dabei durfte ich auch nicht hoffen, solche Maßstäbe zu finden, als ich mich mit Phänomenen wie Baluschek, Toulouse-Lautrec, Münch, Neumann konfrontirte, und war daher zufrieden, wenn mir in jeder Monographie gelang, gleichsam die Ecken und Kanten zu markiren, mit denen das jeweilige Phänomen über die Grenzen des Schemas „Kunst“ hinüberraagt; auch des Schemas „modern“: denn unter den Dargestellten befinden sich auch Oberländer und Kirchner. Vielleicht hat mich dies Bestreben, allem Schematischen und allem Schematisiren auszuweichen, in einzelnen Punkten zu weit geführt; doch glaube ich, denen, die in kunsttheoretischen Schriften nicht fertige, tote Resultate, sondern lebendige Anregung, auch zu fruchtbarem Widerspruch, suchen, gerade durch meinen Mangel an Methode entgegengekommen zu sein. Ich glaube, ich habe keinen dieser Künstler zu Tod geschrieben. Das klingt recht negativ, ist aber, angesichts der oft mörderischen Macht, deren drohend ausgesprochene Urtheile fähig sind, immerhin etwas. Ich interessirte mich weniger für die Technik, für einzelne Seiten meiner Künstler als für ihr umfassend-menschliches Wesen, wie es mir aus der Hülle ihres Schaffens entgegenschimmerte. So konnte ich in Th. Th. Heine nicht nur den Karikaturisten sehen, sondern war gereizt, Dem nachzuspüren, was diese Seite seines Wesens mit der anderen, diametral entgegengesetzten, dem Schönheitskultus seines Malerthumes, verbindet. Bei Baluschek lockte mich die ungeheure seelische Vertiefung, die er ungeheurer Banalem auf geheimnißvolle Weise verleiht, und bei Toulouse-Lautrec darüber hinaus noch die tragische Bizarrerie des persönlichen Schicksals, das hinter seiner Kunst steht. So war mir auch Edward Munch etwas Anderes als eine Kuriosität. Ich mußte bei jedem Satz, den ich an diesen Monographien schrieb, ganz genau, daß ich durchaus nicht das letzte Wort über die Künstler sagen würde, von denen sie handeln; aber ich hatte und habe die Ueberzeugung, daß man auf diese Künstler, gerade auf sie, noch oft genug zurückkommen wird. Je öfter es geschieht, um so mehr, glaube ich, wird man Distanz zu unserer Zeit und ihren geistigen Krisen gewinnen, deren Spiegel meine Schriften zum Theil sein mußten, wollten sie nicht verlogen sein.

München.

Hermann Schwein.



Von amourösen Frauen. Bard, Marquardt & Co. in Berlin.

Den Titel schrieb ich vor bald zwei Jahren über dieses kleine Buch; und das Wort „amourös“ gefällt mir auch heute noch nicht. Handelte es sich um Frauen, die von der Liebe leben, hätte sich ja leicht ein gutes deutsches Wort gefunden. Aber die kleinen Studien handeln von Frauen, die für die Liebe leben, mehr oder minder talentvoll, und dafür haben nur die Franzosen ein Wort; vielleicht, weil bei ihnen die Sache häufiger ist als bei uns. In den Geschichten des Vorwortes, in der Einleitung über die Chronisten der Liebe und in den Studien selber habe ich an allen geeigneten Stellen mit der Moral nicht gespart und sie in dem Schlußstück geradezu zum Gegenstande der Darstellung gemacht. Es kommt ja nicht darauf an, was so passiert ist, hübsch zu erzählen; wichtig ist allein die gute Lehre. Dieser dient alles Andere nur zum Vorwand. Wer das Büchlein nicht als einen moralischen Traktat lieh, mißversteht die Intentionen des Buches gänzlich.

München.

Franz Blei.



Exportprämien.

Das rheinisch-westfälische Kohlen-Syndikat hat vor ein paar Wochen beschlossen, für das dritte Quartal des Jahres 1906 keine Ausfuhrvergütungen auf Kohlen und Koks (ein Koks-Syndikat giebt es bekanntlich nicht mehr) an die exportirenden Eisenwerke zu zahlen. Eine Verfügung des selben Inhaltes erließ das Hoheisen-Syndikat. Der Stahlwerkverband aber blieb bei der auf 5 Mark für die Tonne festgesetzten Exportprämie. Wer die vom Kohlen-Syndikat veröffentlichten Notizen las, mußte annehmen, es handle sich um eine erzieherische Maßregel. Aus dem Aufsichtsrath mancher Drahtwalzwerke, hieß es da, sei bekannt geworden, daß eine außerordentlich hohe Dividende zu erwarten sei; Gesellschaften, die solchen Ertrag liefern, brauchen aber keine Ausfuhrvergütung. So geht's, wenn Aufsichtsrathsmitglieder den Mund nicht halten können. Hätten sie geschwiegen, statt die Dividendenschätzung vorzeitig anzuplaudern, dann wäre es bei den Exportprämien geblieben. Das Syndikat hat den Beschluß nicht einstimmig gefaßt. Ob Geheimrath Kierdorf, das Kartellhaupt, mit der Majorität gestimmt hat? Ich zweifle. Das Wesen dieses Mannes hat einen großen Zug und ich kann nicht glauben, daß er kleinliche Animosität billigt. Und daß die beschlossene Maßregel kleinlich ist, kann kein Unbefangener bestreiten. Wenn Industriellen, die hauptsächlich auf den Export angewiesen sind, wie das Drahtgewerbe, wirklich einmal ein Jahr guter Rentabilität haben, so ist damit noch kein Grund gegeben, ihnen plötzlich eine wichtige Vergünstigung zu entziehen. Der Zweck der Prämie ist ja, zwischen den von den Rohstoffverbänden geforderten hohen Inlandpreisen und den dem Ausland gewährten niedrigeren Preisen einen Ausgleich zu schaffen. Die Rohstoffkartelle, die auf dem heimischen Markt hohe Preise fordern und oft zu Schleuderpreisen exportiren, haben durch ihre Politik das Bedürfniß nach Ausfuhrprämien geweckt. Wenn für Inland und Ausland der Preis annähernd gleich wäre, bräuchten die Syndikate nicht Prämien dafür zu zahlen, daß ihre Rohstoffe im Ursprungsland verarbeitet und erst in der so entstandenen Form exportirt werden. Daß die Prämie nicht Geschenk, nicht Almosen ist, wurde ausdrücklich schon betont, als die Enquetekommission des Reichstages sich mit den Stahlwerkverbänden beschäftigte. Manches Syndikat thut freilich, als erweise es durch unverkürzte Gewährung der Exportprämie dem Verbraucher besondere Gnade.

Das Kohlen-Syndikat hat sich bis ins Jahr 1903 als nützlich bewährt, seine Preispolitik den Verhältnissen angepaßt und kaum Grund zu gerechtem Tadel gegeben. Seit die Organisation auf breiterer Basis erneuert ist, hat diese Haltung sich geändert. Man hoffte auf eine Stärkung der inneren und äußeren Macht und hat nun eine Schwächung zu verzeichnen, an der auch der Hüttenzweigenstreit mitschuldig ist. Vielfach wird angenommen, das Syndikat werde nicht lange mehr leben; jedenfalls ist sein Ansehen geschmälert. Sollte die Prämienverweigerung eine Kräfteprobe sein und die Zweifler lehren, daß der Kohlenring noch die alte Gewalt hat? Den Lieferanten des wichtigsten Brennumaterials gebührt die erste Stimme im Rath; dieses Gebot haben die Hüttenherren den Eisenindustriellen oft einzuschärfen versucht. Das war vielleicht auch diesmal die Absicht. Die Herausforderung konnte gewagt werden, weil auf beiden Seiten große Verbände die selben Interessen haben und sich bemühen müssen, offene Feindschaft zu meiden. Doch die Rechnung hatte ein Loch. Der Stahlwerkverband, über dessen im nächsten Jahr nothwendige Er-

neuerung jetzt verhandelt wird, konnte nicht nachgeben, mußte sogar Empörung markiren und die Prämien weiterzahlen. Denn er hat in der Geburtsstunde versprochen, durch Ausführvergütung dafür zu sorgen, daß die in Kartellen vereinigten Abnehmer auf den fremden Märkten konkurrenzfähig bleiben. Um die (nur Syndikaten gewährte) Differenz zwischen Inland- und Auslandspreis zu erlangen, verbanden sich Werke der Schwarzblech- und der Drahtindustrie zu Kartellen. Wenn der Stahlwerkverband ihnen jetzt die Prämie entzüge, müßte er für seine Zukunft zittern. Deshalb die sittliche Entrüstung. In gewissem Sinn ist der Vorgang das Symptom einer Gegnerschaft zwischen den wichtigsten Gebieten unserer Industrie. Das Kohlen-syndikat fühlt, daß sein Ansehen geschmälert ist, und will wieder seine Kraft zeigen. Doch gegen offenen Kampf spricht die Gleichheit der Interessen. In allen Hauptfragen sind die Beherrscher des Stahl- und des Kohlegewerbes ganz einig. Auch die Abnehmer des Stahlwerkverbandes haben oft schon über willkürliche Verringerung der Exportprämie geklagt und namentlich in den Walzwerken hört man Allerlei über die Tyrannei des Verbandes. Die Halbzeugverbraucher müßten den Einfuhrzoll abgeschafft sehen, damit dem Verbands das Herrschen nicht gar so bequem sei.

Der Stahlwerkverband motivirt die Verringerung der Prämie mit dem Wunsch, Preisdrückereien der deutschen Drahtwalzwerke auf deutschen Märkten zu verhindern, vergißt aber, daß gerade er mit seinem billigen Halbzeugexport dem Ausland die Möglichkeit giebt, das deutsche Gewerbe zu unterbieten, und dadurch selbst unseren Drahtwalzwerken die Schleuderpreise aufzwingt. In Rylands Iron Trade Circular, einem englischen Fachblatt, fand ich neulich die folgenden, in Deutschland nicht genügend beachteten Sätze: „Die Invasion des deutschen Eisens und Stahls war für viele englische Fabrikanten eine Wohlthat; in manchem Walzwerk wäre, wegen der hohen Preise, die Arbeit eingestellt worden, wenn Deutschland ihm nicht Stahl geliefert hätte. . . Unsere Werke verwalzen statt des Eisens jetzt Stahl, weil das deutsche Material, mit dem wir überschwemmt werden, so billig ist. Deutscher Stahl ist in Massen ausgespeichert worden und der wohlfeile Bezug deutschen Roh- und Halbmaterials wird in vielen Bilanzen zum Ausdruck kommen.“ Auch die englische Blechfabrikation konnte, wie da bezeugt wird, die volle Produktivkraft nur ausnützen, weil sie vom Kontinent billiges Material erhielt; ohne dieses Material wäre ihre Lage schwierig geworden. Deutsches Rohmaterial und Halbzeug ist für die verarbeitenden Industrien des Auslandes also von großer Bedeutung. Deshalb kann rebus sie stantibus die Ausführvergütung nicht abgeschafft werden.

Rebus sie stantibus. Von einem Idealzustand, der in Ewigkeit fortwähren soll, kann nicht die Rede sein. Zunächst ist zwischen Fabrikat und Rohmaterial zu unterscheiden. Von der Verarbeitung deutschen Rohstoffs und Halbzeugs haben die heimischen Fabrikanten Vortheil und die Prämie soll wirklich die Ausfuhr des Fabrikates fördern; wo sie aber den Export von Rohmaterial erleichtert, begünstigt sie durch billige Lieferung den Fremden auf Kosten des deutschen Produzenten. Was dagegen vorgebracht wird, ist längst bekannt. Billiger Export sei immer noch besser als Einschränkung der Produktion; die Rentabilität der großen Kapitalien, die in der Industrie arbeiten, dürfe nicht geschmälert werden; und je mehr produziert werden könne, desto geringer seien die Selbstkosten. Diese Lehrsätze klingen gut, sind auch richtig, werden von den Kartellen aber nur beachtet, wenn es in ihren Kräfte paßt; nicht einmal da stets, wo das Interesse dafür spricht. In England soll der Kohlen-

ausfuhrzoll aufgehoben werden. Dem deutschen Kohlen Syndikat droht also neue Konkurrenz; und gerade in dieser Zeit schafft es die Exportprämien ab und schwächt seine Abnehmer, die, um sich zu rächen, nun vielleicht billige englische Kohle kaufen.

Der Gesetzgeber hat die Hoffnung aufgegeben, die Prämienpolitik der Syndikate ändern zu können. Seit dem geringen Erfolg der Enquete wird von einem Kartellgesetz nur noch selten gesprochen; und wie schwer gegen Exportprämien mit Gewalt Etwas auszurichten ist, weiß der Staat ja aus eigener Erfahrung. Die Brüsseler Konvention hat die Zuckerausfuhrprämie endlich beseitigt und von dem vorausgesagten Ruin unserer Zuckerindustrie ist noch nichts zu merken. Daß der von den (in der Form von Ausnahmetarifen) dem Brennergewerbe gewährten indirekten Exportprämien erwartete Nutzen ausgeblieben ist, beweisen die Klagen über die Spiritus-Centrale. Aus der Provinz Posen ist Spirit billiger in die Schweiz zu exportiren als aus Süddeutschland. Das ist eine immerhin erwähnenswerthe Folge der Tarifpolitik. Die niedrigeren Frachtsätze wirken wie eine Ausfuhrprämie und die Folge ist, daß die Brenner Nord- und Süddeutschlands jetzt zu offenem Bruderkriege gegen einander rüsten. Ein Theil der süddeutschen Spiritfabrikanten will sich jetzt vom Norden emancipiren und einen eigenen Verband schaffen. Norddeutschland und das Spirituskartell, sagen sie, habe ihnen nur Schaden gebracht, das Kartell insbesondere die ungünstige Wirkung der Ausnahmetarife nicht zu beseitigen vermocht. Da sei es noch vortheilhafter, selbständig, auf eigene Faust den Kampf um den Absatz zu wagen. Der Gruppe, die eine süddeutsche Organisation dieses Gewerbes vorbereiten will, ist auch die münchener Cognacfabrik Gebrüder Nacholl beigetreten, deren Leiter Jahre lang den Anschluß an die Spiritus-Centrale empfohlen hatten, weil von ihr zu erwarten sei, sie werde die Härten der Exportprämienpolitik mildern. Diese Hoffnung wurde getäuscht; die Tarife waren härter als der Spiritusring, der, zu seinen eigenen Schäden, nun auch noch die des Staates abbüßen muß.

Von den staatlichen Ausfuhrvergütungen haben sich am Besten die Getreideexportprämien bewährt. Im Jahr 1894 wurde der Identitätsnachweis für die Getreideausfuhr beseitigt; seitdem drauchte der Behörde also nicht mehr nachgewiesen zu werden, daß das exportirte Getreide vom Ausland importirt worden war und den Zoll entrichtet hatte. Dann wurden Einfuhrscheine ausgegeben, die den Inhaber berechtigten, zu einem Zeitraum von sechs Monaten eine dem ausgeführten Quantum entsprechende Menge der gleichen Waarengattung zollfrei zu importiren. Trotzdem in Deutschland der Werth des eingeführten Getreides den des exportirten beträchtlich übersteigt, hat das Prämienystem nicht nur keinen Schaden, sondern sogar sichtbaren Nutzen gebracht: den wichtigen Ausgleich westlichen und östlichen Getreidepreises. In das Gebiet der staatlichen Ausfuhrprämien gehört noch der zollfreie Veredelungsverkehr, die zollfreie Zulassung ausländischer Rohstoffe und Halbfabrikate zur weiteren Verarbeitung oder Veredelung im Inland, von wo sie dann, in verändertem Zustand, wieder exportirt werden. Die Einfuhr ist zollfrei, wenn die Ausfuhr der Fabrikate innerhalb einer bestimmten Zeit erfolgt; oder der auf die importirte Waare erhobene Zoll wird später für den Theil zurückgezahlt, der wieder ins Ausland geht. Für die staatlichen Exportprämien läßt sich also mehr sagen als für die der Kartelle. Dennoch wäre es besser, wenn ein geregelter Absatz im Inland solche künstliche Exportförderung entbehrlich machte. Aber der Wunsch, diese Zeit der Gefundung heraufzudämmern zu sehen, wird wohl noch lange zu den frommen zu zählen sein. L a b o n .

Notizbuch.

Der Arbeiter Rudolf Hennig, der einen Kellner gemordet haben soll, den Schutzleuten entschloß, wie der flinkste Kater auf den steilen Dächern berliner Proletarienhäuser herumkletterte, Wochen lang unauffindbar blieb und während dieser Zeit berühmter wurde als Rinaldo Rinaldini, ist von Potsdamer Geschworenen zum Tode verurtheilt worden. Die Hauptverhandlung muß sehr interessant gewesen sein; und die Schreiber, die mit gefurchter Stirn rügten, daß eine Erbprinzeßin und andere „Damen der besten Gesellschaft“ im Schmutzgerichtssaal zu sehen waren, hatten sich wieder mal auf die falsche Seite gesetzt. Lob, nicht Tadel, verdienten die Damen, die einem dummen Vorurtheil trotzten; sie konnten Mancherlei lernen. Schlimm genug, daß die gepriesene Oeffentlichkeit unserer Gerichtsverhandlungen so eng beschränkt ist und man, um zugelassen zu werden, sich zu Bettelei und Klientenkriechen erniedern muß. Wenn die Spitzen der Gesellschaft öfter in Moabit als in Karlshorst zu finden wären, hätten wir vielleicht schon eine erträglichere Justiz; und die kluge kriminalpolitische Rede, die der frankfurter Oberbürgermeister Abdes vor ein paar Wochen im Herrenhaus gehalten hat, wäre, mit der Hülfe ihrer unwiderleglichen Argumente und muthigen Anregungen, nicht unbeachtet geblieben. Hennig war in äbler Klemme. Er hat von zweiunddreißig Lebensjahren fast zwölf in Strafankasten zugebracht und war nun wieder des Diebstahls und Raubes, der Urkundenfälschung und eines Tötungsversuches überführt. Kein Schlupfloch. Auch ein schwächer begründeter Mordverdacht wäre da kaum zu entkräften gewesen. Der Mann that, was er konnte: gab alles Erweisliche zu und leugnete nur den Mord, der nicht zu erweisen war. Daß er in solcher Noth den Großen Unbekannten bemühen mußte, war nur natürlich. Haltung und Taktik aber famos. Auf die Kunst, Zeugen einzuschüchtern und irr zu machen, verstehen sich auch andere erfahrene Verbrecher. Dieser hatte, wenn er sprach, immer Recht; jedem seiner Worte mußte der Menschenverstand zustimmen. Frage: „Ist Ihre Flucht über die Dächer in der Presse richtig geschildert worden?“ Antwort: „So ziemlich; ein Bißchen übertreiben ja alle Zeitungen.“ Frage: „Da Sie in einem anonymen Brief dem Lokalanzeiger einen Bericht über den Mord angeboten haben, müssen Sie doch der Mörder sein?“ Antwort: „Sie gehen von ganz falschen Voraussetzungen aus, Herr Präsident. Ich wollte für die angebotenen drei Artikel zwölfhundert Mark haben und mußte deshalb die Reuegier der Zeitung aufs Höchste spannen. Der wirkliche Mörder hätte sich auf solche Fiden nicht eingelassen. Was in dem Brief stand, war doch nur Falsch, um Geld herauszuloden.“ Erfand prachtwolle Worte. „Wenn wir hier immer mit Möglichkeiten und Hypothesen arbeiten, kommen wir nie ans Ziel.“ „Die Behauptung, daß ich hier nur Schwindeleien vorbringe, steht nicht fester als die, der Mord sei ein Pspankuchen.“ „Unglaublich, wie leichtfertig die Damen vor Gericht mit der Wahrheit umspringen!“ „Jeder macht sich von der Sache ein Bild und hält nur feins für das richtige. Man darf doch, wenn zwei Hypothesen einander gegenüberstehen, nicht Alles zu Ungunsten des Angeklagten auslegen!“ „Als vorbestrafter Mensch finde ich ja wenig Glauben. Aber man weiß doch aus fast jeder Gerichtsverhandlung, daß der Staatsanwalt alles Mögliche hervorholt, um die Schuld des Angeklagten wahrscheinlich zu machen. Ich habe viel auf dem Kerbholz und will mich nicht reinwaschen. Des Mordes bin ich aber nicht überführt und da bitte ich doch, nach dem alten Justizgrundsatz zu verfahren: In dubio pro reo. Um mildernde Umstände zu bitten, wage ich selbst nicht; aber wir leben in einem christlichen Jahrhundert und sollten einem nicht überführten Menschen nicht die Möglichkeit abschneiden, noch einmal ins Le-

den zurückzuführen“. Ein ungewöhnlich begabter Kerl. Dem Vorsitzenden, Landgerichtsdirektor Barshwiy, ist verargt worden, daß er dem Angeklagten volle Redefreiheit ließ; daß der Mann, der um Kopf und Kragen kämpfte, sprechen durfte, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Darunter, lenkte das Gefinde, habe „die Würde des Verfahrens“ gelitten. Das Federvieh ist manchmal doch gar zu einseitig. Der Vorsitzende (dessen Amt unsere Strafprozeßordnung mit unerfüllbarer Pflicht bedärbet) verrieth oft zu deutlich, daß er von der Schuld Hennigs überzeugt sei, erwies sich gerade in der Behandlung des Angeklagten aber als guten Richter. Die Würde des Verfahrens ist, liebe Leute, gewahrt, wenn ein armer Teufel, der eure Papiersprache nicht gelernt hat, von seinem Richter wie ein Mensch behandelt wird und sich in den ihm natürlichen Lauten verteidigen darf.

Von einem Deutschen erhielt ich aus Südwestafrika den folgenden Brief:

„Auf die Gefahr hin, von Ihren Lesern als Schwarzseher betrachtet oder gar nicht erst gelesen zu werden, weil Südwestafrika ihnen „nachgerade zum Halse herauskommt“, muß ich Ihnen doch wieder einmal von meinen Wahrnehmungen und Befürchtungen Einiges mittheilen. Ich lebe nicht weit von der englisch-deutschen Grenze, südlich vom Oranienfluß, in einer Gegend, die seit zwölf Monaten endlose Transporte von Lebens- und Futtermitteln für die Verpflegung unserer Truppen und Zugthiere passiren, und ich sehe und höre hier Manches, das den Optimisten dasheim, die mit Herrn von Lindequist die „Friedenssaera“ gekommen wähen, ihre Illusionen zerstören könnte. Unsere Leute sind leider oft, ohne die Vorsichtsmaßregeln eines gründlichen Aufklärungsdienstes, in eine richtige Kaufesalle von Engpässen hineingerannt. Wissen die Führer noch immer nicht, daß europäischer Schneid im Draufgehen nichts Dauerndes gegen Schwarze austrichtet? Der arme Lieutenant Keller, der mit 17 Mann einen großen Provianttransport durchbringen sollte, hat diesen Rangel an Voraussicht mit dem Leben bezahlt. Die Grenzbezirke wimmeln von Leuten Morengas; und natürlich haben denn auch 200 unserer Transport überrascht. Wars nicht möglich, dem Lieutenant wenigstens 50 Mann zur Bedeckung mitzugeben? Hier wird jetzt erzählt (Anfang April), die an der Grenze mit Transportwagen aufgestauten Burenkolonnen weigerten sich, überhaupt noch in deutsches Gebiet vorzubringen. Zu verdenken wäre ihnen nicht, wenn sie keine Lust hätten, für eine hier gar nicht angebrachte Schneidigkeit ihr Leben in die Schanze zu schlagen. Hier und in der Kalahari sitzt ein wahres Schandnest von „deutschen“, burischen und britischen Schustern, die aus diesem Vorspiel zu dem großen, „Bernichtung aller Weißen“ betheilten Völkerdrama einer nicht mehr fernem Zukunft Afrikas ein schmutziges Geschäft machen und von denen manche der deutschen Regierung und zugleich den Hottentoten Waaren verkaufen. Wir sind hier fest überzeugt, daß in Südwestafrika noch zwei Jahre gekämpft werden wird und muß, weil nächstens auch die ganze Owambonation sich gegen die deutsche Herrschaft erheben wird. Die würde uns in ihrem Fieberland aber noch härter zusetzen als Hereros und Hottentoten zusammen. Mein Gewährsmann, der mehrere Owambohäuptlinge sah, erzählt, sie seien schon seit geraumer Zeit von portugiesischen Händlern mit Waffen und Munition reichlich versehen, die sie, ohne zu feilschen, mit ihrem Vieh bezahlt hätten. Bei den Owambos aber handelt sichs um mindestens fünf-, vielleicht zehnmal mehr kriegsfähige Männer als bei Hereros und Hottentoten. Mögen die Kraftmeier und Schönfärber heute noch über unsere Warnung lachen! Wir haben vor zwei Jahren über die weisen „alten Südwestafrikaner“ gelacht, die in allen Zeitungen ausposaunten, „mit tausend Mann Nachschub sei die Ordnung in der Kolonie in ein paar Monaten leicht wiederher-

zustellen. Wein: fünfzigtausend Mann brauchen wir, wenn wir die zu Hause vertauschte Unsicherheit im Süden der Kolonie auch nur im weiteren zwölf Monaten bessern und durch eine starke Demonstration vielleicht noch die Owambos zurückschrecken wollen. Um die Kolonie zu halten, muß noch viel tiefer in den Reichssäckel gegriffen und gleich in Massen, nicht wieder, allen Eingeborenen zum Hohe, in kleineren Trüppchen, wie bisher, die nöthige Kolonialarmee herausgeschickt werden. Sonst wird uns eines schönen oder bösen Morgens die Massenerhebung der Owambos noch bitterlicher überraschen als am zwölften Januar 1904 der Hereroaufstand. Zum Schluß möchte ich fragen, ob etwa unsere Militärärzte empfohlen haben, so ungeheure Spirituosmengen, Schnaps, Biqueur, Bier, Wein, Champagner, für die Soldaten herbeizuschaffen. Der Tropenkenner kann nur den Kopf schütteln, wenn er die Alkoholtransporte Tag vor Tag vorüberziehen sieht. Von allen Seiten wird meine eigene Beobachtung bestätigt, daß in Deutsch-Südwestafrika nach wie vor unmeniglich getrunken wird. Wir mißgönnen den geplagten Leuten wahrlich nicht einen Trunk süßen Biers; aber wir hier arbeitenden und oft genug nicht minder schwere Strapazen erduldenen Europäer verdammen dies unsinnige Getrinke vor und während der Anstrengungen, denn wir wissen, daß es die Spannkraft der Leute beträchtlich herabsetzt und Verwundeten verzweifelt schlechte Chancen für die Wiederherstellung giebt. Der Himmel (oder eine flammende Verordnung des Kriegsministers nach Vortrag des Generalstabsarztes der Armee) befreie uns bald auch von diesem Uebel, das Herr von Lindquist längst als Uebel erkannt und das uns schon zu oft den Spott der Briten eingetragen hat! Bald: denn Deutsch-Südwestafrika geht seinen schweren, die ganze, nicht durch Alkohol geschwächte Kraft seiner Soldaten und Beamten verlangenden Zeiten erst noch entgegen. Die Währung in Bantoland und die Unruhen in Natal müßten doch selbst Kurzsichtige nachgerade die Größe der Gefahr erkennen lehren, die der weißen Bevölkerung Afrikas von den Eingeborenen droht. Hier ist man überzeugt, daß der Tag, an dem die Truppen die Küste verlassen, den Owambos das Zeichen zum Aufstand giebt.

Ich wollte diese von guter Absicht diktierte Warnung nicht unterdrücken, habe bisher aber nie gehört, daß unsere Soldaten drüben durch Böserei sündigen. Ohne Alkohol, sagte Bismarck, wären wir 1870 nicht durchgekommen; und den tapferen Männern, die, oft ohne ausreichende Nahrung, unter afrikanischem Himmel zwischen verwesenden Thierkadavern gegen eine Bestienhaar sehten, ist ein betäubender Tropfen zu gönnen. Den Offizieren wohl auch zuzutrauen, daß sie die Mannschaft vor Gesundheitschädigung bewahren. Inzwischen ist Morenga geschlagen und verwundet worden. Auf englischem Gebiet, wohin die deutsche Abtheilung Weh ihn verfolgt hatte. Diese Verletzung der Neutralität ist nicht angenehm, aber begreiflich. Was wir den Briten drüben zu danken haben, weiß jeder Wache. Sie behandeln die Eingeborenen als Krieg führende Macht, nicht als Rebellen, und haben die Schwarzen, die über die deutsche Grenze flohen, fast nie entwaffnet und kaum ein einziges Mal gehindert, in besserer Rüstung auf den Kampfsplatz zurückzukehren. Kein Wunder, daß unseren Leuten endlich mal die Geduld riß, daß sie zugriffen, als sie den gefährlichsten Feind packen zu können glaubten. Sie haben ihn auch diesmal nicht erwischt. Morengas Niederlage und Verwundung scheint nach den ersten Berichten nicht so ernst, daß mit einem nahen Ende der Hottentotenguerilla zu rechnen wäre. Immerhin ist die Lage gebessert. Trotzdem sollten die Herren der Wilhelmstraße sich mindestens dreimal überlegen, ehe sie das arme Land von Truppen entblößen. Leuteins Südwest hat sie doch wohl einschen gelehrt, daß Ausräuferei unter Umständen viel Geld kosten kann

Ein alter, kranker Literat, Herr Joachim Gelsen, ersucht mich, bei den Lesern der „Zukunft“ für ihn zu wirken. Ich habe ihn nie gesehen und selten gebilligt, was mir von seiner Journalistenleistung zu Gesicht kam; doch schien er mir stets ehrlich, guten Willens und rastlos (nur allzu unkritisch) bemüht, allerlei „Korruption“ aufzudecken. Wollen wir ihn jetzt katechisieren? Ihn in die finsternste Kammerrede stoßen, weil er einst Bismarck angefallen und manches Unrecht zu sühnen hat? Einen siechen Greis, der für eine Familie zu sorgen hat und mit erlahmender Kraft noch für die Wiederherstellung seines durch Gerichtspruch bemakelten Namens kämpft? Ich bin nicht so moralisch, da erst lange nach der Würdigkeit zu fragen; und finde den lauten Hilferuf des Bedrängten anständiger als private Bettelei. Er hat Manchem zu helfen versucht. Helft ihm nun; und sorgt nicht, was er geschrieben hat und noch schreiben wird. Seine Adresse ist: Charlottenburg, Sophie-Charlotte-Straße 35. Wer eine öffentlich ausgestellte Quittung wünscht, mag sein Scherflein an den Verlag der Zukunft, Berlin, Wilhelmstraße 3a, senden.

The Byzantine Empire. I. „Verein ehemaliger Jäger und Schützen in Krefeld Einladung zur Spalierbildung. Kleidung: Schwarzer Anzug, Cylinder, weiße Binde und weiße Handschuhe. Originalorden, Ehrenzeichen und Vereinsabzeichen sind vorchriftsmäßig anzulegen. Beim Herannahen Seiner Majestät erfolgt das Kommando: „Stillgestanden! Hut ab! Augen rechts! Die Hüte werden beim Abnehmen nicht geschwenkt, sondern an der rechten Seite nach unten gehalten. Darouf wird ein dreimaliges Hurra ausgebracht. Wenn Seine Majestät zwanzig Schritt vorbei ist, erfolgt das Kommando: „Augen geradeaus! Hut auf! Hüht Euch! Alles Sprechen in den Gliedern und das Rauchen ist verboten.“ II. Aus der Adresse, die der Reichskanzler von der königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zum Geburtstag bekam: „Durchlauchtigster Fürst! Gnädigster Fürst und Herr! Das jähe Erschreden, das wie ein elektrischer Schlag Deutschland von einer Grenze zur anderen durchzuckte, als übergroße Anstrengung im Dienst des Vaterlandes Quer Durchlaucht, eben als die Anspannung schweren Kampfes für sein Wohl nachlassen wollte, plötzlich niederwarf, brachte allen treu zu Kaiser und Reich Stehenden ineindringlicher Weise zur Empfindung, welchen Werth Eurer Durchlaucht Mitarbeit für unseren Allergnädigsten Kaiser und Herrn, welche Bedeutung höchstihre Leitung der Reichs- und Staatsgeschäfte für das Deutsche Reich und die in ihm vereinigten Staaten besitzt. Lange Wochen der Sorge sind gefolgt, bis die Zuversicht durchdringen konnte, daß dem Vaterland Eurer Durchlaucht kostbare Dienste ohne längere Unterbrechung erhalten bleiben, daß höchstihre alsbald wieder mit fester Hand das Steuer erfassen, um mit der Ruhe und Sicherheit, der wir in der ersten Zeit der letzten Jahre vertrauen gelernt haben, auch in hoher See und bei widrigem Winde das Staatsschiff in unbeeirrter Fahrt zu halten und alle kostbaren Güter, die es trägt, vor den Gefahren zu behüten, die von draußen und an Bord sie bedrohen.“ III. Wiesbadener Tageblatt: „Der entlaufene Padel des Kaisers wurde von einem frankfurter Kriminalbeamten, der sich zum Zweck der Suche per Rad in den Taunus begeben hatte, in einer Waldschneise aufgespürt und von einem kaiserlichen Automobil abgeholt.“ IV. Die homburger Kurverwaltung hat die folgende Notiz verfaßt und zum Druck gebracht: „Die diesjährige Frühjahrsaison ist nicht nur durch ein überraschend schnelles Erwachen der Natur, sondern auch durch den Besuch unseres Allergnädigsten Kaiserpaars glänzend eröffnet worden. Es war, als ob sich die harren Wälder und toten Wiesen, auf die Nachricht hin, daß Seine Majestät der Kaiser und Ihre Majestät die Kaiserin hier eintreffen würden, verpflichtet sähnten, sich sofort mit frischem Grün zu schmücken. Ein paar Tage Sonnenschein: und das Wunder war vollbracht.“

Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstrasse 180, Ecke Taubenstrasse

Wein - Restaurant

Déjeuner à M. 2.—, Diners, Soupers
von M. 3.— an, sowie à la carte

Beste Küche bei mässigen Preisen.

Bier - Restaurant

Ausschank der Freih. v. Tucher'schen
Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel

Fritz Otto.

Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für

Herz- und Nervenranke

Berlin W., Potsdamerstr. 52.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches im Prospekt (frei).

Übersetzer: Dr. med. Max Aach, Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit unterbrochenen- und Wechselströmen. — Historisches, Theoretisches und Praktisches in gemeinverständlichester Darstellung. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 50 Pf.)

Restaurant Hundekehle im Grunewald

Diners à 3,00 Mk. (Gut gepflegte Weine) täglich in der Wein-Abteilung in geschloss. Räumen.

Reichhaltige Speisen nach der Karte zu soliden Preisen. Original Bier-Abteilung. Pilsner — Weihenstephan — Berliner Beckbrauerei.

Vom Bahnhof Grunewald in 5 Min. zu erreichen. Von der Haltestelle der elektr. Bahn in 2 Minuten zu erreichen. Die Wege sind abends elektrisch beleuchtet.

Hermann Otto, Hoflieferant

Dr. Nöhring's Sanatorium

Neu-Coswig i. Sa.

für Lungenranke

Nur für 24 Patienten I. Kl.

seitig vom herrlichen Kiefernwald der Lösnitz umschlossen

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

und Badhaus.

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 3.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.



Kupferberg Gold zeichnet sich durch gediegene Qualität, vorzüglichen Geschmack, durch seine leichte Art und große Bekömmlichkeit aus, und gilt deshalb unter Kennern ohne weiteres als der beste deutsche Sekt.

Bilanz der Gesellschaft für elektrische Hoch- und Untergrundbahnen in Berlin am 31. Dezember 1905.

| Aktiva. | | | | Gewinn- und Verlust-Rechnung. | | | |
|---|---------|----|----------|--|---------|----|---------|
| | „ | “ | „ | Debet. | „ | „ | „ |
| 1. Kasse | | | 28160 | 1. Zinsen der Schuldverschreibungen | | | 312000 |
| 2. Bau- u. Grunderwerbs-Konto der Bahnanlage | | | 28320830 | 2. Rücklage für den Bahnanl. Tilgungsfonds | | | 90000 |
| 3. Bau-Konto der Erweiterungsanlagen | | | 3945834 | 3. Rücklage für den Erneuerungsfonds | | | 350000 |
| 4. Konto Kraftwerk | | | 3141692 | 4. Rücklage für aussergewöhnliche Ausgaben im Betriebe | | | 150000 |
| 5. Kont. Betriebsmitt. | | | 3205179 | 5. Abschreibungen: auf Gebäude | 50965 | | |
| 6. Vorräte Betriebsmaterialien | | | 117673 | auf Bureauinventar | 8504 | | 65459 |
| 7. Grundstücks- u. Gebäude-Konto | 4463881 | 00 | | 6. Saldo, zur Verteilung verbleibender Ueberschuss | | | 152556 |
| 8. Wer-papiere (bei Behörden hinterlegte Kautionen) | 56955 | — | 442926 | | | | 90 |
| 9. Bureauinventar | 8575 | 00 | 1 | | | | 2516019 |
| 10. Versch. Debitoren | 8504 | 01 | 788978 | | | | 30 |
| | | | 4416562 | | | | |
| | | | | | | | |
| Passiva. | | | | Kredit. | | | |
| | „ | “ | „ | | „ | „ | „ |
| 1. Aktienkapital | | | 10000000 | 1. Vortrag aus 1904 | | | 71786 |
| 2. Gesetzl. Reserv.f.d. | | | 30290 | 2. Betriebseinnahmen abzüglich Betriebskosten (einschliessl. der festen Vergütung an den Aufsichtsrat nach § 29 des Statuts) | 4496147 | 00 | |
| 3. 4%, Schuldversch. | | | 7800000 | 3. Verschied. Einnah. aus der Vermietung von Wohnhäusern, Viadukt- und Bahnhofsräumen, d. Verpachtung des Anschlagswes. u. Bahnhofbuchhandels, sowie aus Zinsen usw. | 2178717 | 42 | 219429 |
| 4. Hypotheken auf erworbenen Grundst. | | | 623450 | | | | 64 |
| 5. Saldo der Konten b. d. Deutsch. Bank | | | 1620430 | | | | 323800 |
| 6. Bahnanl. Tilgungsfonds | | | 307700 | | | | 2516019 |
| 7. Erneuerungsfonds dav. 1905 verausg. | 82590 | — | | | | | 30 |
| | 25942 | 72 | | | | | |
| | 799657 | 28 | | | | | |
| hierz. Rücklag a. d. Ertrag d. Jahr 1905 | 350000 | — | 1149057 | | | | |
| 8. Fonds für aussergewöhnl. Ausgaben im Betriebe dav. 1905 verausg. | 167708 | 89 | | | | | |
| | 86262 | 76 | | | | | |
| | 69446 | 13 | | | | | |
| hierz. Rücklag a. d. Ertrag d. Jahr 1905 | 150000 | — | 219446 | | | | |
| 9. Zinsen r'er Schuldverschreibungen i. die Zeit v. 1. Okt. b. 31. Dez. 1905 (3111g am 1. April 1906) - Noch nicht erhob. Dividende u. Zins. a. Schuldverschreib. | | | 78000 | | | | |
| 10. Versch. Kredit | | | 7570 | | | | |
| 11. Reingew. d. J. 1905 zuz. Gewinnvortrag aus dem Jahre 1904 | 148070 | 25 | 395482 | | | | |
| | 71786 | 55 | 152556 | | | | |
| | | | 4416562 | | | | |

Die auf 4 1/2% festgesetzte Dividende gelangt mit M. 45 — für die Aktie gegen Einreichung des Dividendenscheins No. 9 zur Auszahlung bei der Deutschen Bank oder der Berliner Handelsgesellschaft oder der Mitteldeutschen Creditbank, Berlin.

Berlin, den 5. Mai 1906

Der Vorstand.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfr.

WEIMAR 1906

III. Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes

1. Juni bis 15. Oktober von 9—6 Uhr geöffnet.

Eintritt 1 Mk.



Regelmässige
Schnell-Postdampfer-Verbindungen
von
BREMEN
nach
AMERIKA

New-York via Southampton Cherbourg
LONDON PARIS

Baltimore Galveston Cuba

Südamerika Brasilien La Plata

Mittelmeer Aegypten

Ostasien Australien

Specialprospekte werden auch von
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd
Bremen

== **Mittelmeerfahrt Juli 1906** ==

für nur 385 Mk., Reise, Wagenf., volle Verpflegung, Führung und Reisebegleitung durch das bewährte Bureau Spatz-Rolle u. Tunis. In circa 17 Tagen von Basel über Marseille nach Ajaccio, Algier, Tunis, Sizilien, Neapel, Rom, Riviera. Auskunft erteilt **Wagner-Waldenburg** (Schles.), Vors. d. Deutsch. Tour-Ver.



Busch

**Prisma-
Binocles.**

Weltmarke

Zu beziehen durch alle optischen Handlungen, Kataloge gratis u. franko.
Rathenow Opt. Industrie-Anst., vorm. Emil Busch, A.-G., Rathenow.

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
 Freitag, den 18./5. **Heilige Brunnen.**
Der Herr Kommissär.
 Sonnab. d. 19./5. **Das Käthechen v. Heilbrunn**
 Sonntag, den 20./5. **Kabale und Lieb.**
 Montag, d. 21./5. **Der Kaufmann v. Venedig.**
 Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Neues Theater

Anfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
 Freitag, den 18. Sonnabend, den 19. Sonntag,
 den 20. und Montag, den 21. Mai.
Orpheus in d. Unterwelt.
 Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Lustspielhaus in Berlin

Direction: **Dr. Martin Ziekel**, Friedrichstr. 236.
 Freitag, den 18. Sonnabend, den 19. Sonntag,
 den 20. und Montag, den 21./5. Abds. 8 Uhr.

Die von Hochsattel.

Sonntag, Nachm. 3 Uhr.
Der Familientag.
 Die weiteren Tage siehe Anschlagstafe.

Thalia-Theater

Direction: **Kren u. Schönfeld.**
 Heute und folgende Tage, Abends 8 Uhr.
Hochparterre links.
 Sonntag, d. 21./5. Nach. 3 U. Bis früh um Fünfe.

Kleines Theater.

Freitag, den 18. Sonnabend, den 19. Sonntag,
 den 20. und Montag, den 21./5. Abends 8 Uhr.
Ein idealer Gatte.
 Sonntag, den 20./5. Nachm. 3 Uhr.
Kinder der Sonne.
 Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Theater des Westens.
 Freitag, d. 18./5. **Der Waffenschmied.**
 8 Uhr.
 Sonnabend, d. 19./5. **Die Zauberflöte.**
 8 Uhr.
 Sonntag, den 20./5. **Schützenlied.**
 8 Uhr.
 Montag, den 21./5. **Zar u. Zimmermann**
 8 Uhr.
 Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Patent Friedrichstr. 76
Berlin
bureau Arendt

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 87.

*Dejeuners * Dinners * Soupers*

Täglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlung-Restaurant-Betrieb G. m. b. H.

Weinstuben Alte Eremitage

Eingang Unter den Linden 31 u. Rosmarienstr. 2.

Salons à part

Warme Küche die ganze Nacht

fernsprecher 1, 6048.

Karl Kummer.

Heilstätte für Herzranke

Dr. med. Tilliss. * Berlin W., Tauenzienstrasse 10 b

— Voller Ersatz für Nauheim. — Prospekte frei.

Berliner-Theater-Anzeigen

KOMISCHE OPER

Direktion: Hans Gregor.

Freitag, den 15. Mai,
Abends 8 Uhr.

Don Pasquale.

Sonnabend, den 16. und Sonntag, den 20. Mai, Abends 8 Uhr.

Hoffmanns Erzählungen.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule

Cabaret Roland von Berlin

Potsdamerstr. 127. Hansesaal.

Dir. Schneider-Dunker u. Rud. Nelson.

Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!

Große Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 9 Bildern von Julius Freund
Musik von Victor Hollander.

Bender,
Josephi,
Massary.

Giampietro,
Steidl,
Lilly Walter.

Landes-Ausstellungs-Park.

Neu erbaut: Festsaal, Café u. Conditorei,
gedeckte Gartenhallen, Fontaine lumineuse.

Dejournés v. 2/50 Mk. an b. 2 Uhr Nachm.
Diners v. 3/30 Mk., Soupers v. 4 Mk. an.

Täglich: Doppel-Concert.

HOTEL WILHELMSHOFF

BERLIN W. Wilhelmstr. 41.
10 Minut. v. Anh. u. Potsd. Bhf.
Vorzugsweise ruhige Lage, komfortable Zimmer.
Franz Vollborth, Hotelier.

Numerierte Privatdrucke 1906.

Die Religion des Buddha

u. ihre Entschg. v. C. Fr. Koepfen. 2 Bde.
2. Aufl. 1021 Seit. 20 M., Hftbde. 24 M.

Monumenta Nobilitatis . . .

Bremisch-Verdischer Rittersaal

v. Lun. Mushard. Folio 573 Seit. in 121 Wappen-
abbildg. etc. Bremen 1704. 50 M. Pgt. 55 M.

Geschichte der

Königl. Deutschen Legion

v. Beamish. 2 Bde. 1285 Seiten mit Plänen u.
18 Taf. kolor. Militärtrachten etc. 1832-37.
30 M. 2 Hftbde. 34 M.

Prospekte u. Verzeichnisse gratis franko.

H. Barsdorf, Berlin W30, Habsburgerstr. 10.

Genehmigt in ganz Preussen. Wetzlarer Dombau- Geld-Lotterie

Ziehung am 6. und 7. Juni or.
275,000 Lose à 3 Mk., 8496 Goldgewinne
im Gesamtbetrage von

320000 Mk.

Gewinn-Mark

70000

50000, 30000

20000, 10000

2mal 5000, 4mal 2500, 5mal 2000

10mal 1000, 20mal 500, 50mal 200

100mal 100, 200mal 50, 500mal 20

1100mal 10, 6500mal 6

LOSE à 3 Mk. (inkl. Reichs-
Poste und Liste 39 Pfg. extra)

A. Molling, Hannover.

Sanatorium für

Hautkrankheiten und Kosmetik

Park 99, Palmengarten, Ausflüchtige Prospekte bei.

Leipzig, Dr. med. M. Jhle.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei von

The Smith Premier Typewriter Co., Berlin G.

Ausserdem liegt noch ein Prospekt bei der altbekannten

Cigarren-Firma Georg Schepeler Lieferant vieler Höfe Frankfurt a. M.

Jeder Versuch bestätigt den vortrefflichen Ruf der Firma Schepeler.

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.

In seinem Buche „Moderne Gesundheitspflege, Schönheitspflege und Heilkunde“ schreibt Herr Dr. med. S. Scherbel aus Lissa über die Wicht wie folgt:

„Wenn es irgend möglich ist, der suche im Sommer frische, fräftige Landluft auf, den Wald oder das Gebirge, oder gehe nach Salzschlier, Karlsbad etc., je nachdem es der Arzt bestimmt. Zu Trinkkuren eignen sich besonders die Quellen von Salzschlier, etc. Ueber Steinbildung schreibt der Verfasser:

„Was Brunnenkuren bei Steinleiden betrifft, so sind ebenfalls dieselben Brunnen anzuwenden wie bei der Wicht, also namentlich Salzschlier. Drucklachen (et durch die Badedirection Salzschlier (Bonifaciusbrunnen).

Bad

Gebirgskurt-Kurort ersten Ranges mit 120 km. Waldpromenaden und 2,500 Pers. jähr. Frequenz. Bekanntes Soolbad, natürl. Sole 4 1/2 %. Krolo-Kochsalz-Druckquelle in Wirkung ähnlich Kissingen, Homburg etc.

Illustr. Prospekt, Wohnungsverzeichnis m. allen Preisen, Ortsplan und Eisenbahn-Fahrplan kostenfrei vom Herzogl. Badekommissariat.

Harzburg.

Dr. Stadelmann's Klinik für Nervenkranken, Dresden-A., Hübnerstr. No. 2. Gessunde, ruhige, vornehme Lage. Erschöpfungszustände, Schlaflos, geist. Zwangsvorstellungen, Angstzustände, nervöse Herz- und Magenstörungen, Migräne u. s. w.

Spezial-Behandlung krampfkranker Kinder sowie reizbarer, schwer erziehbarer, schwach beengter u. s. w. Beschränkte Patientenzahl.

Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz
Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.
Moderns Einrichtungen und Heilfaktoren. Uebungstherapie für Rückenmarksleiden. Luft- und Sonnenbäder. Prospekt durch die Verwaltung.

Ärztlicher Director San.-Rat Dr. K. Benno.

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium
für **Zuckerkrank**

Dresden-Strehlen, Residenzstrasse. Eigenes Laboratorium. Näh. im Prospekt.

Johannisbad Eisenach 26
Nestorsanatorium nach Dr. Lehmann
Besichtigung vorzeitiger Schwächezustände. — Kuren mit giftfreien Pflanzensäuren.
Neu: Schönheitspflege.
Sanitätsrat Dr. Billinger, Dir. Johann Glau.
3 Kurhäuser
Behandlung **chron. Leiden**, besonders **Frauenleiden**.

Gute Resultate bei
Blutarmut
Nervenleiden
Frauenkrankheiten
Verdauungsleiden
Rheumatismus
Fettleibigkeit
Krankheiten der
Atemungsorgane u.
allen chronischen
Erkrankungen.

Wer sich krank fühlt

oder erholungsbedürftig ist, versuche eine Kur im
Germanenbad b. Landeck
in Schlesien.

Größte Befriedigung ist sein Lohn.

Streng wissenschaftliches u. erfolgreiches, maßvolles Wasserheilverfahren mit Hilfe aller existierenden Heilfaktoren! Aelterer spez. Arzt in der Anstalt. Herrliches Stückchen Erde. — Reine Wald-Höhenluft! — Billiger Preis! — Prospekt frei.

Erholungsheim
Grossjena

bei Naumburg a. S. (Thüring).
Herrl. Lage, Kleine Besuchersahl
Mass. Preise, Prospekte. Neuer Besitzer.

Fusschweiss auch Hand und Achselchweiss
sodort geruchlos und normal durch

„Miotan“

(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich Franko-
Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken
Echt einzig und allein bei **Max Arndt**,
Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

Hervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Für eine Wochenchrift grossen Stils

Ständige Mitarbeiter

(nur unabhängige Persönlichkeiten und erst-
klassige Stilisten) gesucht für

Politik

Börse und Volkswirtschaft

Offerten unter „Wochenschrift 1595“ um-
gehend an d. Exped. der Zukunft Berlin SW. 48

Sanatorium

Idyllisch geschützte Lage
inmitten herrlich Buchen-
wäldchen. Vornehm ein-
gerichtete Räume. Indivi-
duelle Behandlung von
Nerven-, Magen- und

Finkenwalde bei Stettin

Frauenleiden, Gicht, Rheumalismus, Zucker-
krankheit Elektrische (Licht) Bäder, Bestrah-
lungstherapie, Vibrationsmassage, Taura-
Brand'sche Massage, Dampf-Heissluftbäder,
Hygymnastik, Licht- Luft- und Sonnenbäder,
Liegeschale, Tennisplatz. Prospekte durch den
leitenden Arzt Dr. med. **Fritz Bahrmann**.

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

**Vergnügungs- u. Erholungs-
Reisen zur See**

Nordlandfahrten
Ganz Nordlandfahrten mit
Zeuthen
ab Sonntag 17. Juli, 2. u. 17. August.
Süd-Nordlandfahrten & um
Storfkap
ab Sonntag 26. Juni
und 17. August.
Süd-Nordlandfahrten nach
Spitzbergen
ab Sonntag 2. u. 17. Juli.
Reiseberichte des
Johann u. Schwibgen,
ab Sonntag 2. Juli.
Reiseberichte nach
Johann u. dem Nordkap
ab Sonntag 2. August.
oder andere schreiben die Prospekte
Hamburg-Amerika Linie, Hamburg,
Abteilung Vergnügungsfahrten.

**Tafel nach
berühmten Ozeanien**
ab Sonntag 2. September.
Reisen nach Portugal
ab Sonntag 2. August
oder Sonntag.

**Berlin-Paris,
Berlin-London
Hamburg-Paris-London**
1001 Fahrplan.

Hamburg-Paris
auf dem Seewege
1001 Fahrplan.
Hamburg-London
1001 Fahrplan.

Ost-Afrika-Kompagnie.

Von verschiedenen Produkten kann heute mit Bestimmtheit gesagt werden, dass ihr Anbau für weite Gebiete Deutsch-Ostafrikas nicht nur möglich ist, sondern — und das ist die Hauptsache — dass die Rentabilität ihrer Kultur zweifellos erwiesen ist.

Zu solchen Produkten gehören der Sisal-Hanf und der Kautschuk des Ceara-Kautschukbaumes.

Die Rentabilität der Sisal-Hanf-Kultur in Deutsch-Ostafrika ist bereits oft in der Fachliteratur und der Presse erörtert worden. Die Sisal-Pflanzungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft bringen heute durch ihre erheblichen Ueberschüsse die Verluste wieder ein, welche die langen Versuche mit anderen Kulturen der Gesellschaft gebracht hatten.

Die Versuche mit der Kultur des Ceara-Kautschukbaumes — Manihot Glazovii — haben ebenfalls zu günstigen Erfolgen geführt und eine Reihe von Kautschuk-Pflanzungen sind infolge dessen in der Entstehung begriffen. Verschiedene Pflanzungen erzielen aus ihren Kautschuk-Beständen bereits gute Einnahmen und versprechen ansehnliche Dividende, sobald die angepflanzten grösseren Bestände schneitreif sein werden.

Erfindungen, welche es ermöglichen, auch jüngere Kautschuk-Pflanzungen mit Erfolg auszunützen, drängen besonders dazu, dieser Kultur erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken.

Zur Anlage neuer Sisal- und Kautschuk-Pflanzungen bzw. zur Erwerbung und Fortführung im Entstehen begriffener Anlagen soll die

Ost-Afrika-Kompagnie

als eine Kolonial-Gesellschaft nach dem Schutzgebiets-Gesetz begründet werden.

Als Grundlage für das Unternehmen sollen die Besitzungen des verstorbenen Herrn Hofmarschall von St. Paul-Illaire in und bei Tanga — und zwar ca. 1/2 gegen Anteil der neuen Gesellschaft, der Rest in bar — erworben werden. Der mitunterzeichnete Erbe dieses Besitzes Herr Bezirksamtmann a. D. Walter von St. Paul-Illaire, welcher durch seine langjährige ostafrikanische Tätigkeit (— seit 1885) als Kaiserlicher Bezirksamtmann und Plantagen-Direktor mit den dortigen Verhältnissen wohl vertraut ist, wird persönlich die Pflanzungen einrichten und die Leitung des Unternehmens führen.

Auf diesen Besitzungen — in Grösse von ca. 2050 Hektaren in günstiger Lage am Hafen von Tanga und an der Usambara-Bahn — sind seinerzeit die ersten Versuche mit der genannten Kautschuk-Kultur in Deutsch-Ostafrika eingeleitet worden. Daneben werden von dem jetzigen Pächter der bisher unter Kultur genommenen Strecken Kokospalmen, Obst und verschiedene Jahres-Kulturen betrieben. Ein Teil des Besitzes besteht in Baumgrundstücken in der Stadt Tanga und in unmittelbarem Anschluss an diese. Da Tanga ein vorzüglicher Hafen — erster Anlaufhafen der Deutschen Ostafrika-Linie — und Ausgangspunkt der Usambara-Bahn ist, dürfte die weitere günstige Entwicklung der Stadt zweifellos, der Landbesitz dort also höchst wertvoll sein. Auf einem grossen Teile des Landes, welches an die Usambara-Bahn grenzt und von der Kleinbahn des Sägewerks der Sigi-Export-Gesellschaft durchschnitten wird, steht brauchbarer Wald, über dessen eventuelle Nutzbarmachung Unterhandlungen im Gange sind.

Ausserdem bringt Herr von St. Paul-Illaire noch weitere 2000 Hektar ein, deren Ueberweisung ihm das Kaiserliche Gouvernement nach den jetzt geltenden Verordnungen über Pachtung und Erwerbungen von Kronland im Süden der Kolonie bereits fest zugesagt hat. Dort sollen die Sisal-Pflanzungen angelegt werden.

Der ermittelte Wert des ganzen von St. Paul'schen Besitzes beträgt Mk. 300 000.

Die Ost-Afrika-Kompagnie soll mit einem Grand-Capital von Mk. 1 200 000, eingeteilt in 2400 Anteile zu je 500 Mk. gegründet werden. 30 pCt. sind bei Konstituierung der Gesellschaft zu zahlen. Weitere Einzahlungen werden nach Bedarf eingefordert werden. Die Erhöhung des Kapitals zunächst bis zu 2 Millionen Mark soll dem Aufsichtsrate vorbehalten werden.

Die Zuteilung der Anteile behalten wir uns vor.

Sisal-Kultur.

Die Herstellungskosten des Sisal-Hanfes betragen die Tonne:

| | |
|--------------------------------|-------------|
| in Yukatan | Mk. 210—281 |
| auf den Bahamas | ca. „ 305,— |
| in Deutsch-Ostafrika | ca. „ 300,— |

Von 1879—1904 wurden in London und Liverpool durchschnittlich Mk. 600,— für die Tonne gezahlt.

In Hamburg wurde für ostafrikanischen Sisal-Hanf gezahlt:

| | |
|----------------|-----------------------|
| 1903 | Mk. 680—700 die Tonne |
| 1904 | 690—740 „ |
| 1905 | 740 „ |
| 1906 | 820 „ |

Wie eingehende Berechnungen und Erfahrungen lehren, rentiert die Sisal-Kultur wegen der Kosten der Aufbereitungs-Anstalten mit Dampf- und Entfaserungs-Maschinen besser in Gross- als in Klein-Betrieben.

Wir planen daher die Bepflanzung von ca. 1600 Hektar mit Sisal. Urbarmachung und Bestellung des ganzen Geländes lässt sich natürlich nur nach und nach vornehmen. Wir rechnen dazu drei Jahre. Die erste Ernte beginnt, nachdem die Pflanzen 2 1/2—3 Jahre im Felde stehen, also im vierten Wirtschaftsjahre. Der Vollertrag von 1000 Hektaren kann nach 5 Jahren erzielt werden. Ueber die Wirtschaftsweise werden wir Ihnen ver-
kautschupreis von Mk. 600 pro Tonne zu Grunde gelegt. —

Kautschuk-Kultur.

Wir beabsichtigen zunächst 400 ha in zwei Jahren zu bepflanzen und zwar mit 400 000 Bäumen. Die erste Ernte kann bereits im vierten Jahre beginnen und nach bis-

berigen Erfahrungen nicht weniger als $\frac{1}{2}$ Pfund pro Baum liefern: (Die Erträge wachsen jährlich, von 400 000 Bäumen, also 50 000 Pfund. Wir nehmen statt des jetzigen Preises von Mk. 3,50 pro Pfund nur Mk. 2,50 an und berechnen die Kosten der Ernte und des Transportes bis nach Hamburg statt mit Mk. 0,85 (Plantage Lewa) mit Mk. 1,00 das Pfund.

Geeignete Beamte mit langjährigen afrikanischen Erfahrungen stehen uns zur Verfügung.

Rentabilitäts-Berechnung der Sisal- und Kautschuk-Kulturen

| | | bei normaler Entwicklung. | |
|-------------------|-----------------|---------------------------|---------------|
| Ausgaben: | I. Jahr | Mk. | 230,000 |
| | II. " | " | 254,000 |
| | III. " | " | 270,000 |
| | IV. " | " | 275,000 |
| | V. " | " | 477,000 |
| | VI. " | " | 483,000 |
| | | Mk. | 1,999,000 |
| | Betriebskapital | | Mk. 900,000,— |
| Einnahmen: | IV. Jahr | Mk. | 332,500 |
| | V. " | " | 750,000 |
| | VI. " | " | 1,025,000 |
| | | Mk. | 2,112,500,— |
| | | Mk. | 3,012,500,— |
| | | " | 1,999,000,— |
| | | Mk. | 1,013,500,— |

Ab die Ausgaben einschliesslich des VI. Jahres

Bei normalem Verlauf wird also bereits im vierten Jahre eine Verzinsung von ca. 5 pCt. im fünften Jahre von ca. 10 pCt. zu erwarten sein; eine erhebliche Steigerung der Dividende in den folgenden Jahren darf man nach den bisherigen Erfahrungen als sicher ansehen. Ueber die Zahlung von 3 oder 4 pCt. Bauzinsen für die einbezahlten Beträge, vor Zahlung einer Dividende soll die konstituierende General-Versammlung beschliessen. Unsere Berechnungen lassen genügend Spielraum für solche Zinszahlung.

Den vorstehenden Berechnungen liegen Erfahrungen zu Grunde, die auf deutschostafrikanischen Sisal- und Kautschukpflanzungen gemacht worden sind.

Nicht in Berechnung gezogen sind die Werte, welche Herr von St. Paul-Hlaire einbringt, aus denen aber schon vom ersten Jahre an Einnahmen erwachsen. Es kann kein Zweifel darüber obwalten, dass aus den eingebrachten Werten infolge ihrer **ausserordentlich günstigen Lage und der grossen und wertvollen Waldbestände** der Gesellschaft Einnahmen zuflüssen werden, welche den Einbringungswert gaus erheblich übersteigen.

Auskunft über die Aussichten der Sisal- und Kautschuk-Kultur in Deutsch-Ostafrika erteilt ausser Herrn Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Wohltmann, welcher landwirtschaftlicher Beirat vieler Pflanzungs-Gesellschaften ist, das Kolonialwirtschaftliche Komitee, wirtschaftlicher Ausschuss der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, Berlin NW., Unter den Linden 40.

Die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft (— bereits stille Teilnehmerin an den bisherigen St. Paul'schen Unternehmungen mit ca. $\frac{1}{4}$ —) hat ihre Beteiligung an dem neuen Unternehmen mit Mk. 150 000 bereits zugesagt.

Wir fordern Sie hierdurch ergebenst zur Beteiligung an dem Unternehmen auf, welches Aussicht bietet, Verluste, die Ihnen eine Beteiligung an kolonialen Unternehmungen etwa bisher gebracht hat, wieder einzubringen und bitten Sie, zu diesem Zwecke sich des anliegenden Zeichenscheines bedienen zu wollen. **Wir bemerken zum Schluss, dass in der kurzen Zeit seit der ersten Bekanntgabe des Prospekts ca. M. 620 000 gezeichnet worden sind, das Unternehmen also zweitellies das Vertrauen weiter Kreise besitzt.**

Graf Baudissin

Kaiserlicher Bezirksamtman n. D., Berlin.

W. von St. Paul-Hlaire

Kaiserlicher Bezirksamtman n. D., Cöln.

Prof. Dr. Wohltmann

Geh. Reg.-Rat, Halle a. S.

Freiherr von Gayl

Generalmajor z. D., Berlin.

Tenge

Rittergutsbesitzer, Berlin.

Zeichen-Schein.

Der Unterzeichnete erklärt auf Grund des Prospektes der zu gründenden Ost-Afrika-Kompagnie sich an diesem Unternehmen mit einem Betrage von

Mk.

In Worten:

—

Anteilen à Mk. 500,—

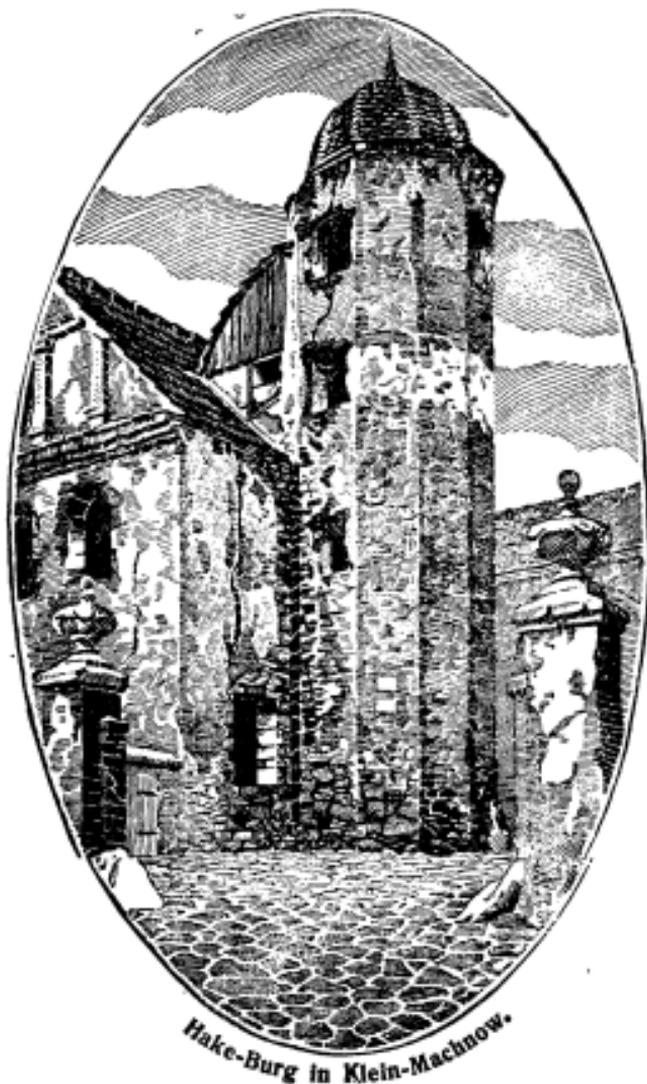
beteiligen zu wollen.

(Ort u. Datum):

(Name):

(Genau Adress):

An Herrn **W. von St. Paul-Hlaire**, z. Zt Berlin W.9, Potsdamestr. 10/11, III. Z. 27.



Hake-Burg in Klein-Machnow.

**Zehlendorf-Klein-Machnower
Terrain - Actien - Gesellschaft**
BERLIN N.W.7,
Dorotheen-Strasse 42.

Vereinigung der Rechtsfreunde

für allgemeinen Rechtsschutz G. m. b. H.

Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 14, dicht am Hackeschen Markt
und Bahnhof Börse.

Jurist. Leitung: Justizrat Scheda, Dr. jur. Moser.

Abt. I: Rechtssachen jeder Art, Klagen, Eingaben, Prozessvertretung etc.
Abt. II: Detektiv-Centrale: Beobachtungen, Ermittlungen, Creditauskünfte etc.
Abt. III: Incauti! Ausklagung u. Einziehung aussteh. Forderung, im In- u. Ausland.
Ununterbroch. Sprechzeit 8^{1/2}—3, Sonntags 9—1. Grundgeb. 0,75, schriftl. 1,10 M. (Briefm.)

Nebenverdienst erwirbt sich jeder durch den Verkauf der



Alemannia- Fahrräder.

Verlangen Sie Pracht-Katalog No. 361 über
Fahrräder u. Zubehörteile gratis und franko,
ehe Sie kaufen. — Probe-Fahrrad auch zum Ausnahmepreis. — Pneumatik-
mäntel $\text{M} 3,70$, mit Garantie $\text{M} 4,50$ u. $5,70$ — Schläuche $\text{M} 2,80$ $3,30$ u. $3,80$.

J. Fries, Beseler Nfl., Fahrradwerke, Flensburg.

Dr. med. Hofmann's
Kuranstalt für

BAD NAUHEIM b. Frankfurt a. M., Bismarckstr. 10, gegenü. des städt. Rathhauses.
Ambulante Behandlung — Sanatorium. Insaat Art: Dr. med. A. Smith,
ehem. Schloss Marbach a. Badst. Bestir: Dr. med. Jul. Hofmann, Dr. med. Ludwig Pöhlmann.

Herzkranke

Die
Heizung
der
Zukunft.

Eine Wärmequelle
ohne Rauch
ohne Russ,
ohne Ausdunstung,
sauber,
bequem,
stets betriebstertig.

Keine Bedienung erforderlich!
Von Autoritäten als die gesündeste Heizung
anerkannt.

**Kryptol-
Patronen-
Ofen**

**Kryptol, G. m. b. H.,
Bremen.**

Verlangen Sie Preisliste 110.

Schockethal bei

Cassel.
Hervorragende Kuranstalt für natürliche
Heilweise. Gr. Erfolg. Winterkuren. Prosp.
Tel. 151 Amt Cassel. Dr. Schaumlöffel.

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-
Nerven-System des Menschen und dessen
Aufrischung und Kräftigung durch ein er-
probtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche
geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel,**
Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.

Für Gesellschaften, Skat etc.!

**Camphausen-
Tönnchen-Siphon**

1 Liter Inhalt



Füllung Mk. 2.— franco Haus.
F. & M. Camphausen, Berlin S. W.
Breslau, Hannover, Stettin.

Gesamte Biererwerb in 1/2, 1, 2 Literflaschen.

